

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:
„Wie zeitgemäß ist heute sein Vorbild!“ 163

Jürgen Liminski:
Das Generationenproblem 171

L'Osservatore Romano –
eine Zeitung eigener Art 176

Katholisches Wort in die Zeit

39. Jahr Juni 2008



INHALT

Papst Benedikt XVI.:
„Wie zeitgemäß ist heute
sein Vorbild!“ 163

Das großartige Erbe neu entdecken
Ein Interview zum Paulusjahr 166

Prof. DDr. Anton Ziegenaus:
Maria weist uns den Weg zu Christus
Schluss 168

Jürgen Liminski:
Das Generationenproblem..... 171

**Ein Besuch im Zentrum
der Weltkirche** 175

**L'Osservatore Romano –
eine Zeitung eigener Art**
Ein Gespräch mit Astrid Haas,
der Chefredakteurin der deutsch-
sprachigen Ausgabe 176

Nathanael Liminski:
„Politik und Religion –
Um Gottes Willen?!“ 178

Raymund Fobes:
Der Christ im Widerstreit mit
dem Antichristen 181

Dem deutschen Volke? 184

Auf dem Prüfstand 186

Zeit im Spektrum..... 188

Bücher 190

Veranstaltungen..... 191

Impressum „Der Fels“ Juni 2008 Seite 191
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Fresko von Paulus

Michael Hesemann: Paulus von Tarsus; S. 248, Nr. 46;
Sankt-Ulrich-Verlag, Augsburg

Fotos: 163 (Nr. 90), 164 (oben Nr. 3), 166 Michael
Hesemann: Paulus von Tarsus; S. 248, Nr. 46; Sankt-
Ulrich-Verlag, Augsburg; 164 (unten), 178, wikipedia;
169 Maria, Die Madonnen in der Kunst, Fretz & Was-
muth-Verlag, Zürich, S. 120; 170 Froitzheim; 171, 172,
174 Liminski; 177 privat; 184 Deutscher Bundestag;
179, 180 Nathanael Liminski; 181, 182, 183 Fobes;
Quellen: Jan Mikrut: Blutzeugen des Glaubens, Mar-
tyrologium des 20. Jahrhunderts. Wiener Dom-Verlag
1999



Geschichtliche Ereignisse erschöpfen sich nicht darin, dass sie berichtet, kommentiert und dann in der Schublade „Vergangenheit“ abgelegt werden. Sie wirken nach. Die Pastoralreise von Papst Benedikt XVI. in die USA war ein historisches Ereignis. Wir Nichtamerikaner sollten die Bilder der einzelnen Stationen und die Ansprachen zu den verschiedenen Anlässen nicht nur interessiert betrachten oder „zurückgelehnt“ anhören.

Wir westeuropäischen Katholiken haben keinen Grund, uns über die Amerikaner zu erheben. Im Gegenteil! Die Katholiken in den USA verfügen über Substanz und haben eine gute Ausgangsbasis, wieder Tritt zu fassen: Über 50% besuchen an den Sonntagen die heilige Messe. 71% der Katholiken werden als „hochreligiös“ eingestuft (Religionsmonitor der Bertelmannsstiftung). Die Amerikaner stehen dafür, dass sich hoher Entwicklungs- und Wohlstand sehr wohl mit Kirchlichkeit verbinden lassen. Hinzu kommt, dass die Amerikaner in der Öffentlichkeit unverkrampft ihre religiöse Einstellung bekennen. Das steht ganz im Gegensatz zum Laizismus in Europa, der Religion aus dem öffentlichen Leben verbannen will.

„Wer könnte leugnen“, so Papst Benedikt am 17.4.2008, „dass gegenwärtig nicht nur die Kirche in Amerika, sondern die Gesellschaft als Ganzes an einem Scheideweg steht?“ An diesen Satz werden wir erinnert, wenn wir an das Abstimmungsergebnis zur Stammzellforschung vom 13.4.2008 im Bundestag denken. Eine deutliche Mehrheit hat sich dafür ausgesprochen, die verbrauchende Embryonenforschung zu erleichtern. Die Mehrheit der Abgeordneten weiß

offensichtlich nicht mehr, wann menschliches Leben beginnt und wann es schützenswert ist. Eine Abgeordnete hatte ihr Verhalten so begründet: „Da mir die Ethik des Heilens sehr wichtig ist, habe ich sogar dem Antrag Flach/Hintze (völlige Freigabe) zugestimmt“. Die Gesundheit der Geborenen steht für sie über dem Leben der Ungeborenen. Sie hat oberste Priorität. Das Leben einer seligen Anna Schäffer, die 24 Jahre im Krankenbett verbracht hat, muss für solche Abgeordnete sinnlos sein. Was haben unheilbar Kranke und hilfsbedürftige Alte von diesen Volksvertretern zu erwarten, wenn aktive Sterbehilfe zur Abstimmung ansteht? Wenn das individuelle Wohlergehen allem vorrangig ist, dann ist auch der Konflikt zwischen den Generationen vorprogrammiert. Die Diskussion hat schon begonnen.

Was ist zu tun? „Wenn die Christen wirklich Sauerteig, Licht und Salz der Erde sind“, so Benedikt XVI. am 11.04.2008 in Rom, „werden sie, wie Jesus, zum Zeichen des Widerspruchs“. Dieser ist jetzt angesagt. Es geht auch darum, den Menschen, wie der Papst in den USA, neue Hoffnung zu geben, Hoffnung aus dem Glauben, der immer mit dem Leben zu tun hat.

An diesem Monatsende treten wir in das Paulusjahr ein. Am 28. Juni 2007 hat der Papst in St. Paul vor den Mauern in Rom das Gedächtnisjahr angekündigt und mit folgenden Worten auf das Wirken des Apostels hingewiesen: „Der Erfolg seines Apostolats hängt vor allem mit seinem persönlichen Engagement bei der Verkündigung des Evangeliums und mit der totalen Hingabe an Christus zusammen. Eine Hingabe, die Gefahren, Schwierigkeiten und Verfolgungen nicht fürchtete“. Damit wissen wir: nicht im „Schongang“, sondern nur mit ganzem Einsatz werden wir das Lebensziel erreichen, das uns gesteckt ist.

Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

„Wie zeitgemäß ist heute sein Vorbild!“

Zum Paulusjahr vom 28. Juni 2008 bis 29. Juni 2009

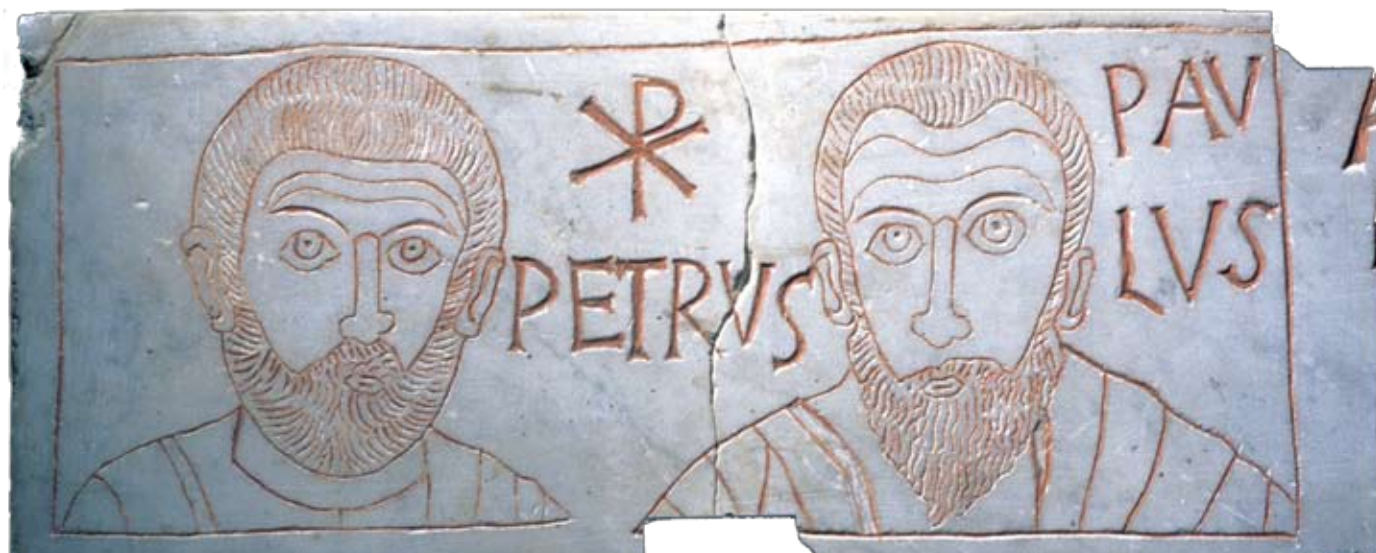
Bei der Ersten Vesper am Vorabend des Hochfestes der hl. Petrus und Paulus gedenken wir dankbar dieser beiden Apostel, deren Blut zusammen mit dem vieler anderer Zeugen des Evangeliums die Kirche von Rom befruchtet hat. (...) Diese Basilika, die Ereignisse von tiefgreifender ökumenischer Bedeutung gesehen hat, erinnert uns daran, wie wichtig es ist, miteinander um das Geschenk der Einheit zu beten, jener Einheit, für die der hl. Petrus und der hl. Paulus ihr Leben eingesetzt haben bis hin zum blutigen Opfertod.

Eine sehr alte Überlieferung, die in die apostolische Zeit zurückreicht, berichtet, dass nicht weit von diesem Ort ihre letzte Begegnung vor dem Martyrium stattgefunden habe: Die beiden hätten sich umarmt und gegenseitig gesegnet. Auf dem Hauptportal dieser Basilika sind sie beide mit Szenen ihrer Martyrien dargestellt. Die christliche Tradition hat also von Anfang an Petrus und Paulus als voneinander untrennbar angesehen, auch wenn jeder von ihnen eine andere Sendung zu erfüllen hatte: Pe-

trus bekannte als erster den Glauben an Christus, Paulus erhielt die Gabe, den Reichtum dieses Glaubens vertiefen zu können. Petrus gründete die erste Gemeinde der Christen, die aus dem auserwählten Volk stammten, Paulus wurde der Apostel der Heiden. Mit verschiedenen Charismen arbeiteten sie für ein und dieselbe Sache: den Aufbau der Kirche Christi. Im Stundengebet bietet uns die Liturgie einen bekannten Text des hl. Augustinus zur Betrachtung an: »Ein und derselbe Tag ist dem Fest der beiden Apostel geweiht. Aber auch diese beiden waren eins. Hätten sie auch an verschiedenen Tagen gelitten, wären sie dennoch eins gewesen. Petrus ging voraus, Paulus folgte... Wir feiern das Fest der Apostel, es ist uns heilig durch ihr Blut« (*Serm.* 295,7.8). Und der hl. Leo der Große kommentiert: »In ihren Verdiensten und Tugenden, die sich nicht in Worten ausdrücken lassen, dürfen wir keinerlei Unterschied annehmen; denn sie wurden auf gleiche Weise erwählt, ertrugen dieselben Leiden und fanden zusammen den Tod« (*In natali apostol.*, 69,6–7).

In Rom hat das Band, das Petrus und Paulus in ihrer Sendung vereint, schon seit den ersten Jahrhunderten eine sehr spezifische Bedeutung angenommen. Wie das legendäre Brüderpaar Romulus und Remus, auf die man die Geburt Roms zurückführte, so wurden Petrus und Paulus als die Gründer der Kirche von Rom angesehen. Darüber sagt der hl. Leo der Große, indem er sich an die Stadt Rom wendet: »Das sind deine heiligen Väter, deine wahren Hirten, die, um dich des Himmelreiches würdig zu machen, viel besser und viel beflügelter gebaut haben als diejenigen, die sich bemühten, die ersten Fundamente deiner Mauern zu legen« (*Hom.* 82,7). So sehr sie menschlich voneinander verschieden waren und obwohl das Verhältnis zwischen ihnen nicht frei von Spannungen war, erscheinen also Petrus und Paulus als die Begründer einer neuen Stadt – als Konkretisierung einer neuen und glaubwürdigen Weise des brüderlichen Miteinanders, die vom Evangelium Jesu Christi möglich gemacht wurde. Man könnte deshalb sagen, die Kirche von Rom

Die Apostel Petrus und Paulus auf spätrömischem Sarkophag (4. Jhdt.)



Petrus, „Knecht“ Christi Jesu – zum Apostel berufen, ausgesondert für Gottes Heilsbotschaft, die er im Voraus durch seine Propheten in den heiligen Schriften verheißen hat – die Heilsbotschaft von seinem Sohne, der, hervorgegangen aus Davids Geschlecht dem Fleische nach, als Gottes Sohn dem „Geist der Heiligkeit“ nach durch die Auferstehung vom Tode in seine Macht gesetzt ist: Jesus Christus, unser Herr.

Durch ihn haben wir Gnade und Apostelamt empfangen, um Glaubensgehorsam zu wecken für seinen Namen unter allen Völkern – und zu diesen gehört auch ihr, da ihr von Jesus Christus berufen seid.

So grüße ich euch alle in Rom, Gottgeliebte, Heilige durch Berufung: Gnade sei euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Brief an die Römer 1, 1-7

Ihm, der Macht hat, euch zu festigen im Geiste meiner Verkündigung, der Botschaft von Jesus Christus – der Offenbarung des Geheimnisses, das durch Weltzeiten im Schweigen lag, jetzt aber mit Hilfe der prophetischen Schriften nach dem Auftrag des ewigen Gottes allen Völkern kundgemacht wurde, damit sie zum Glaubensgehorsam kommen: Ihm, dem alleinigen, weisen Gott sei durch Jesus Christus die Ehre in alle Ewigkeiten. Amen

Brief an die Römer 16, 25-27

feiert heute den Tag ihrer Geburt, da die beiden Apostel ihre Fundamente gelegt haben. Und außerdem macht sich Rom heute klarer bewusst, worin seine Sendung und seine Größe besteht. Der hl. Johannes Chrysostomus sagt: »Der Himmel ist, wenn die Sonne ihre Strahlen verteilt, nicht so strahlend wie die Stadt Rom, die den Glanz jener brennenden Fackeln (Petrus und Paulus) über die ganze Welt ausstrahlt... Das ist der Grund, warum wir diese Stadt lieben... wegen dieser beiden Säulen der Kirche« (*Comm. ad Rom. 32*).

Des Apostels Petrus werden wir morgen besonders gedenken, wenn wir den Gottesdienst in der vatikanischen Basilika feiern, die über der Stätte erbaut wurde, wo er das Martyrium erlitten hat. Heute Abend richtet sich unser Blick auf den hl. Paulus, dessen sterbliche Überreste in dieser Basilika mit großer Verehrung aufbewahrt werden. Am Beginn des *Briefes an die Römer* grüßt er, wie wir eben gehört haben, die Gemeinde von Rom und stellt sich vor als »Knecht Christi Jesu, berufen zum Apostel« (1,1). Er verwendet das Wort Knecht, griechisch *doulos*, das auf eine Beziehung der völligen und bedingungslosen Zugehörigkeit zu Jesus, dem Herrn, hinweist und eine Übersetzung des hebräischen 'ebed ist, also eine Anspielung auf die großen Knechte, die Gott für eine wichtige und besondere Sendung auserwählt und berufen hat. Paulus ist sich bewusst, »zum Apostel berufen« zu sein, das heißt, er ist Apostel weder aufgrund einer Selbstkandidatur noch eines menschlichen Auftrags, sondern einzig und allein durch göttliche Berufung und Erwählung. In seiner Briefsammlung wiederholt der Völkerapostel mehrmals, dass alles in seinem Leben Frucht der ungeschulten und barmherzigen Initiative Gottes ist (vgl. *1 Kor 15,9–10*; *2 Kor 4,1*; *Gal 1,15*). Er wurde auserwählt, »das Evangelium Gottes zu verkündigen« (*Röm 1,1*), die Botschaft von der göttlichen Gnade zu verbreiten, die den Menschen in Christus mit Gott, mit sich selbst und mit den anderen versöhnt.

Wir wissen aus seinen Briefen, dass Paulus alles andere als ein gewandter Redner war; er teilte stattdessen mit Mose und Jeremia den



Basilika St. Paul vor den Mauern. Hier ruhen die Gebeine des Völkerapostels





Stellungnahme zur Entscheidung des Eichstätter Bischofs Hanke

Die Universität Eichstätt ist die einzige katholische Universität im deutschen Sprachraum.

Vom Präsidenten einer katholischen Universität, die diesen Namen führt, verlangt die Kirche zu Recht neben der selbstverständlichen fachlichen Qualifikation eine loyale Haltung gegenüber der katholischen Kirche und dem Papst als ihrem obersten Repräsentanten. Diese beiden Voraussetzungen sind beim Bewerber um dieses Amt, Professor Ulrich Hemel, nicht gegeben.

Damit fehlt das erforderliche Vertrauensverhältnis zum Stiftungsrat und zu den bayerischen Bischöfen als Träger der katholischen Universität.

Der Kanzler der katholischen Universität Eichstätt, Bischof Hanke, hat nach gründlicher und sorgfältiger Prüfung in souveräner Entscheidung die Bewerbung von Professor Hemel abgelehnt.

Das Forum Deutscher Katholiken und die Arbeitsgemeinschaft katholischer Laien und Priester begrüßen die mutige Entscheidung von Bischof Gregor Hanke.

Prof. Dr. Hubert Gindert
Forum Deutscher Katholiken

Gerhard Braun
Aktionsgemeinschaft kath. Laien und Priester

Mangel an rednerischem Talent. »Sein persönliches Auftreten ist matt, und seine Worte sind armselig« (2 Kor 10,10), sagten seine Gegner von ihm. Die außerordentlichen apostolischen Ergebnisse, die er erreichen konnte, sind also nicht einer glänzenden Rhetorik oder raffinierten apologetischen und missionarischen Strategien zuzuschreiben. Der Erfolg seines Apostolats hängt vor allem mit seinem persönlichen Engagement bei der Verkündigung des Evangeliums und mit seiner totalen Hingabe an Christus zusammen; eine Hingabe, die Gefahren, Schwierigkeiten und Verfolgungen nicht fürchtete: »Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben« – schrieb er an die Römer –, »weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn« (8,38–39). Daraus können wir eine sehr wichtige Lehre für jeden Christen ziehen. Das Handeln der Kirche ist nur in dem Maß glaubhaft und wirksam, in dem alle, die ihr angehören, bereit sind, in jeder Situation für ihre Treue zu Christus persönlich einzustehen. Wo diese Bereitschaft fehlt, wird das entscheidende Argument der Wahrheit, von dem die Kirche selbst abhängt, nicht erfüllt.

Liebe Brüder und Schwestern, wie in den Anfangszeiten braucht Christus auch heute Apostel, die bereit sind, sich selber zu opfern. Er braucht Zeugen und Märtyrer wie den hl. Paulus: Einst ein gewalttätiger Christenverfolger, wechselte er, als er auf dem Weg nach Damaskus vom göttlichen Licht geblendet zu Boden stürzte, ohne Zögern auf die Seite des Gekreuzigten und folgte ihm, ohne es zu bereuen. Er lebte und arbeitete für Christus, für ihn litt und starb er. Wie zeitgemäß ist heute sein Vorbild!

Und aus diesem Grund freue ich mich, offiziell anzukündigen, dass wir vom 28. Juni 2008 bis 29. Juni 2009 dem Apostel Paulus ein besonderes Jubiläumswidmen werden, anlässlich der 2000-Jahrfeier seiner Geburt, die von den Historikern zwischen 7

und 10 nach Christus angesetzt wird. Dieses »Paulus-Jahr« wird bevorzugt in Rom stattfinden, wo seit zweitausend Jahren unter dem Papstaltar dieser Basilika der Sarkophag verwahrt wird, der nach übereinstimmender Meinung der Fachleute und nach unbestrittener Tradition die sterblichen Überreste des Apostels Paulus enthält. In der Päpstlichen Basilika und in der angrenzenden gleichnamigen Benediktinerabtei werden daher eine Reihe liturgischer, kultureller und ökumenischer Veranstaltungen sowie auch verschiedene pastorale und soziale Initiativen, die sich an der Spiritualität des Paulus inspirieren, stattfinden können. Besondere Aufmerksamkeit soll außerdem den Pilgerfahrten gelten: die aus verschiedenen Gegenden anreisenden Pilger werden im Geist der Buße zum Grab des Apostels kommen, um spirituelle Erbauung zu finden. Gefördert werden sollen auch Fachkongresse und spezielle Publikationen über die paulinischen Texte, um den unermesslichen Reichtum der in ihnen enthaltenen Lehre immer besser kennenzulernen: ein echtes Erbe der von Christus erlösten Menschheit. Darüber hinaus sollen weltweit ähnliche Initiativen in den Diözesen, in den Heiligtümern und in den Gotteshäusern seitens religiöser Institutionen durchgeführt werden, die den Namen des hl. Paulus tragen oder sich an seiner Gestalt und seiner Lehre inspirieren. Schließlich gibt es noch einen Aspekt, der während der verschiedenen Veranstaltungen der dem Paulus gewidmeten 2000-Jahrfeier mit ganz besonderer Aufmerksamkeit wahrgenommen werden soll: Ich beziehe mich auf die ökumenische Dimension. Der Völkerapostel, der sich besonders darum bemühte, die Frohe Botschaft allen Völkern zu bringen, hat sich vollkommen für die Einheit und Eintracht aller Christen aufgeopfert. Möge er uns bei dieser 2000-Jahrfeier leiten, schützen und uns helfen, in der demütigen und aufrichtigen Suche nach der vollen Einheit aller Glieder des mystischen Leibes Christi voranzuschreiten. Amen!

Predigt von Papst Benedikt XVI. in der Basilika St. Paul vor den Mauern am 28. Juni 2007



Michael Hesemann, geboren 1964, ist ein international tätiger Autor, Historiker, Dokumentarfilmer und Fachjournalist für popularwissenschaftliche und kirchengeschichtliche Themen. Er studierte Geschichte, Kulturanthropologie/Völkerkunde, Literaturwissenschaft und Journalistik an der Universität Göttingen und lebt heute in Düsseldorf und in Rom. Von ihm erschienen im Sankt-Ulrich-Verlag: „Die Dunkelmänner. Mythen, Lügen und Legenden um die Kirchengeschichte“ (2007), und zum Paulusjahr nun „Paulus von Tarsus – Archäologen auf den Spuren des Völkerapostels“.

Herr Hesemann, was fasziniert Sie am heiligen Paulus – als Gläubigen und als Historiker?

Paulus von Tarsus ist der Vater des christlichen Europas, also unserer Zivilisation. Nur durch ihn ist aus der ursprünglich rein jüdischen Jesus-Bewegung eine Weltreligion geworden. Er wagte den Brückenschlag hin zur römisch-griechischen Kultur und war damit erfolgreich, weil er selbst als Jude aus der berühmten Universitätsstadt Tarsus in beiden Welten heimisch war. Wie ein Einzelner mit begrenzten Mitteln all dies zustande brachte, ist für den Historiker an sich schon faszinierend. Für den gläubigen Christen ist es ein klarer Hinweis auf die Existenz einer göttlichen Vorsehung. Jesus selbst hat ihn sich als Völkerapostel erwählt, gerade weil er für die Aufgabe alle notwendigen Voraussetzungen besaß!

Paulus ist selbst unter bekennenden Christen und Theologen nicht unumstritten. Manche stoßen sich an seinen Aussagen zur Rolle der Frau, andere werfen ihm gar vor, die reine Lehre Christi verfälscht zu haben.

Das großartige Erbe neu entdecken

Ein Interview zum Paulusjahr

Sie schreiben in Ihrem Buch, man müsse in die Welt des Paulus eintauchen, um ihn zu verstehen. Wie meinen Sie das?

Man darf Paulus nicht nach den Kriterien des 21. Jahrhunderts beurteilen, man muss ihn aus seiner Zeit heraus verstehen lernen! Für uns mag die eine oder andere Äußerung problematisch, ja reaktionär klingen, für die Menschen seiner Zeit war sie oft genug geradezu revolutionär. Nehmen wir seine Einstellung zu Frauen. Moderne Feministinnen stempeln ihn als „Frauenfeind“ ab, weil er die Frau in der Kirche schweigen ließ und verlangte, dass sich eine Frau ihrem Mann unterzuordnen habe. Für einen Juden des 1. Jahrhunderts war beides eine Selbstverständlichkeit; die erste Forderung entsprach der jüdischen Synagogenordnung, die zweite war direkt aus der Thora abgeleitet. Hätte Paulus etwas anderes gelehrt, wäre er noch heftiger angegriffen worden. Aber er handelte ganz anders! Sein erster Täufling auf europäischem Boden, in Philippi, war eine Frau, nämlich die Purpurchandlerin Lydia. Überhaupt scheinen „Powerfrauen“ es ihm angetan zu haben. In Kenchreä setzte er „unsere Schwester Phöbe“ (Röm, 16,1-2) als Gemeindeglied ein und schickte sie sogar mit dem Römerbrief im Handgepäck als seine „Botschafterin“ in die Hauptstadt. Die „Leute der Chloe“ – wohl die Angestellten einer weiteren wohlhabenden Geschäftsfrau – stellten während seiner Zeit in Ephesus den Kontakt nach Korinth her. Und wenn von Priska und Aquila die Rede ist, wird die Frau stets an erster Stelle genannt, weil sie offenbar die Hausgemeinde leitete. Aber nichts ist schwieriger, als ein Vorurteil durch Fakten zu widerlegen!

Sie selbst haben jahrelang auf den Spuren des Völkerapostels den gesamten Mittelmeerraum bereist. Was

waren dabei Ihre einschneidendsten Erlebnisse?

Mich beeindruckten immer wieder die vielen kleinen und großen „Heureka“-Erlebnisse; die Momente also, wenn ich, mit der Apostelgeschichte in der Hand, eine Paulusstätte aufsuchte und mal wieder alles genau so vorfand, wie es Lukas – unser äußerst präziser und zuverlässiger Chronist – beschrieben hat. Deutlich wurde das etwa, als in den letzten Jahren das „Prätorium des Herodes“ in Caesarea in Israel ausgegraben wurde, mitsamt dem Gefängnis des Paulus, dem Gerichtshof, in dem er verhört wurde und der Audienzhalle, in der Roms Statthalter Festus ihn König Agrippa II. vorführte. So kam immer mehr die Gewissheit auf, es tatsächlich mit einem Augenzeugenbericht zu tun zu haben. Spannend ist auch die Geschichte von der Entdeckung des Paulus-Sarkophages, der in nächster Zukunft geöffnet werden soll. Am greifbarsten aber wurde Paulus für mich auf Malta. Papst Paul VI. hatte völlig Recht, als er das Eiland als „die Insel des heiligen Paulus“ bezeichnete. Nirgendwo sonst, mit Ausnahme Roms, sind seine Spuren so frisch und so sorgfältig bewahrt. So fand man die ausgedehnte Villa des „Inselersten“ Publius direkt unter einer christlichen Kirche. Erst vor ein paar Jahren entdeckten Taucher sogar vier Anker eines alexandrinischen Kornschiffes, bei denen es sich sehr wohl um das Schiff handeln könnte, auf dem der heilige Paulus Schiffbruch erlitt. Jetzt bemühen wir uns zusammen mit lokalen Tauchern, auch das Wrack zu lokalisieren!

Kaum eine biblische Gestalt hat so viele Spuren an historischen Stätten hinterlassen wie Paulus. Kann man daraus Rückschlüsse auf die Bedeutung des Apostels für die frühe Kirchengeschichte ziehen?

Das Problem der Paulusforschung ist ja gerade, dass die frühe Kirche so völlig christozentrisch war und bis ins 4. Jahrhundert die Stätten des apostolischen Wirkens eher vernachlässigte. Trotzdem hielten sich Lokaltraditionen. Aber gerade weil seine Wirkungsstätten größtenteils wiederentdeckt werden mussten, sind sie so eindrucksvoll. Sie wurden eben nicht verändert, sondern liegen teilweise heute noch so vor uns, wie er sie einst vorgefunden hatte. Erst im 4. Jahrhundert baute man dann etwa über der Bema von Korinth, der Synagoge von Antiochia in Pisidien oder dem Gefängnis von Philippi Kirchen.

Exegeten zweifeln an der Authentizität mancher Paulusbriefe. Auch die historische Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte stellen viele in Frage. Dennoch konnten Archäologen immer wieder die biblischen Berichte bestätigen. Wie erklären Sie sich den Widerspruch?

Mittlerweile erleben wir die geradezu absurde Situation, dass Historiker und Archäologen viel eher an die Authentizität der Apostelgeschichte und der meisten Paulusbriefe glauben als die Theologen und Exegeten. Oft habe ich den Eindruck, dass mancher Theologe sich gar nicht für den archäologischen Befund interessiert, weil dieser seine schönen Hypothesen zur Formgeschichte der neutestamentarischen Schriften infrage stellen würde. Da kommt es dann zu den schönsten Spekulationen, die so fern von der Lebenswirklichkeit sind, dass man schon schmunzeln muss. Da heißt es etwa, in der Apostelgeschichte würde der Verfasser (der natürlich nicht Lukas gewesen sein darf) in die „wir“-Perspektive (1. Person Plural) wechseln, weil er für diesen Abschnitt eine andere Quelle benutzt hätte; so als wäre der geniale Historiker Lukas nicht in der Lage gewesen, einen Text sprachlich anzupassen. Oder man erklärt das abrupte Ende der Apostelgeschichte nach den zwei Jahren der Gefangenschaft des heiligen Paulus in Rom damit, dass der Verfasser sein Martyrium als bekannt voraussetzte. Also, wenn ich eine Biographie von Johannes Paul II. lese, die mit seiner Polenreise 2002 endet, dann bedeutet das für mich, dass sie spätestens 2003 erschienen sein muss – und nicht, dass ein Verfasser aus dem Jahre 2008 sich aus

dramaturgischen Gründen entschied, den Tod dieses großen Papstes zu verschweigen!

Viele Orte, von denen in den Paulusbriefen und in der Apostelgeschichte die Rede ist, sind noch nicht oder nur teilweise ausgegraben. Könnte das Paulusjahr hier einen Schub bringen?

Ich würde es mir wünschen, aber ich bezweifle das. Der Grund ist ganz einfach: Sämtliche unausgegrabene Paulusstätten – darunter so bedeutsame Orte wie Ikonion, Lystra, Derbe und Kolossä – befinden sich in einem Land, das sich nicht sonderlich für seine christliche Vorgeschichte zu interessieren scheint, nämlich der Türkei. Da Ausgrabungen im Hochland von Anatolien auch keine Touristenströme versprechen, wird sich da recht wenig ändern, es sei denn, ausländische Universitäten ergreifen die Initiative. Aber auch bei denen ist das Budget für archäologische Grabungen eng bemessen ...

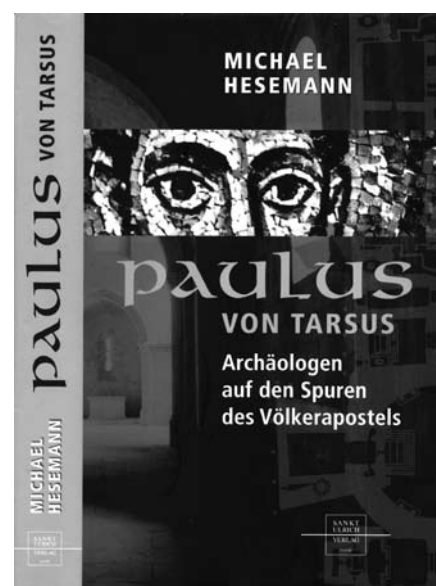
Der Kölner Erzbischof, Kardinal Joachim Meisner, hat angeregt, an Paulus' Geburtstort Tarsus in der heutigen Türkei ein Pilgerzentrum zu errichten. Wie beurteilen Sie die Chancen dieser Initiative?

Das ist eine ganz wunderbare Initiative, denn ein solches Pilgerzentrum ist in Tarsus längst überfällig. Es gibt am Geburtsort des heiligen Paulus ja nicht einmal eine Kirche; die Kapelle, die über seinem Geburtshaus errichtet wurde, dient heute als Museum. Tarsus liegt am Mittelmeer, ist von Antalya aus erreichbar und damit auch touristisch interessant, was die türkische Regierung längst begriffen hat; immerhin fanden hier in den letzten Jahren sogar Ausgrabungen statt. Außerdem wäre es uns Christen gegenüber ein Zeichen des guten Willens: Nachdem bei uns die Moscheen wie Pilze aus dem Boden schießen ist doch die Bitte um eine christliche Kirche in der Türkei nicht zu viel verlangt! Wenn Ministerpräsident Erdogan die Zukunft der Türkei in der EU sieht, dann hat er hier die Chance, zu zeigen, dass in seinem Land Religionsfreiheit nicht nur auf dem Papier existiert. Dass die Initiative dazu von Kardinal Meisner stammt, also unserem Erzbischof, freut mich als Düsseldorfer natürlich besonders!

Was erhoffen Sie sich ganz persönlich vom Paulusjahr 2008/2009?

Das Paulusjahr 2008/2009 bietet uns gleich zwei großartige Chancen. Zum einen lädt es den einzelnen Christen dazu ein, sich mit den Ursprüngen seines Glaubens auseinanderzusetzen, ja ihnen hautnah zu begegnen. Europa aber, das sich derzeit in einem Selbstfindungs- und Definitionsprozess befindet, fordert es auf, sich seiner kulturellen Identität zu besinnen. Theodor Heuss, der erste Bundespräsident und ein überzeugter Liberaler, erklärte einmal, Europa sei auf drei Hügeln erbaut: dem Areopag als Symbol für griechisches Denken und Demokratie, dem Kapitol, das für römisches Recht steht, und Golgota, sprich: dem christlichen Menschenbild. In der Person des Paulus von Tarsus wurden diese drei Elemente erstmals miteinander verbunden: Das Evangelium traf die Philosophie und eroberte Rom. Das christliche Abendland entstand – ein Erbe, auf das wir stolz sein können, ein Licht, das nicht länger unter den Scheffel gestellt werden darf. Nutzen wir das Paulusjahr, um dieses großartige Erbe neu zu entdecken!

Das Interview führte Andreas Laska; Wir danken für das Gespräch. Aktuelles zum Paulusjahr unter www.paulusjahr.info



Michael Hesemann: Paulus von Tarsus – Archäologen auf den Spuren des Völkerapostels; Sankt-Ulrich-Verlag, ISBN 978-3-86744-024-0; geb., 256 S., Euro 19,90 (D), 20,50 (A); sFr 36,90.

Maria weist uns den Weg zu Christus

Marienverehrung heute? – Gerade heute! – Schluss

Marienverehrung wird heute von vielen – so der Mariologe Prof. Ziegenaus – als überholt angesehen, weil sie nicht „wesentlich für das Leben der Kirche“ und „für die Ökumene mit den Protestanten hinderlich“ sei. Dem gegenüber betonen bereits Bonaventura († 1274) und J. H. Newman († 1890), wo Marienverehrung aufhöre, gehe auch die Anbetung des Gottessohnes zurück. Der Rückgang der Marienverehrung ist ein Indiz für Glaubensschwund. Eine weitere wichtige Feststellung der vorausgehenden Überlegungen (Maiheft 2008) ist die Bestimmung Mariens zur Gottesmatterschaft von Ewigkeit her. Dass Maria nicht Hindernis, sondern Weg zu Christus ist, wird im Weiteren vom Verfasser dargelegt. Das unterstreicht die Bedeutung der Marienverehrung, wenn wir an die Dringlichkeit der Neuevangelisierung denken. Schon im 16. Jahrhundert war in Deutschland (Kurfürst Maximilian von Bayern) und im 17. Jahrhundert in Frankreich (Ludwig Maria Grignon de Montfort) die Wiederbelebung der Marienverehrung wesentliche Voraussetzung für die innerkirchliche Reform und die Stärkung des Katholizismus gegen die Kirchenspaltung durch die protestantischen „Reformatoren“.

Als Volksmissionar stellte L. M. Grignon fest, dass die Leute zwar getauft sind, aber, da sie das Sakrament im Säuglingsalter empfangen haben, das Taufversprechen auch sehr leicht brechen. Die für die Rechristianisierung notwendige Tauf Erneuerung gestaltet er nun als Marienweihe. Diese versteht er nicht nur als private Frömmigkeitsübung, sondern als Verlebendigung der Taufe mit Hilfe der Mutter Christi, die auch Mutter der Glieder des Hauptes ist. Der Vorzug dieses Ansatzes liegt darin, dass Grignon die sicher immer notwendige Tauf Erneuerung mit der emotional und gnadenhaft bereichernden Mariengestalt zu verbinden gewusst hat. Für Grignon ist „Maria das sicherste, schnellste und einfachste Mittel, um Jesus Christus zu besitzen“.

Bekanntlich war Johannes Paul II. ein starker Verehrer des hl. Ludwig Maria Grignon de Montfort. Sein Wahlspruch *Totus tuus* war dem Grignon'schen Text zur Marienweihe entnommen, wie dieser Papst ihn auch sonst oft zitiert und die Marienweihe vorgenommen hat.¹¹ Grignon und Johannes Paul II. wussten um die Notwendigkeit der Neuevangelisierung und kannten ein Programm dazu: Es besteht weniger in endlosen Kommissionssitzungen als in marianischer Gläubigkeit.

Die Intensität dieser marianischen Pastoral in Frankreich lässt sich an der Tatsache ablesen, dass der Wirkungskreis der Montfortaner und der Bereich der Verbreitung des Aufstandes in der Vendée um 1793, der 250000 – 300000 Katholiken das Leben kostete, auffälligerweise übereinstimmt.¹²

Der vorzüglichste Weg zu Christus führt über Maria. Aber der Weg, so

hört man, blockiere das ökumenische Gespräch. Sicher nicht mit den Orthodoxen, mit denen der Dialog noch am ehesten Erfolg verspricht. Wenn man aber die westliche Problemlage, das Gespräch mit den in der Zeit der Reformation entstandenen Konfessionen ins Auge fasst, ergibt sich folgendes Dilemma: Wenn man untereinander beten will, darf man die Mutter nicht um Fürsprache anrufen; darin liegt das Dilemma.

Schon lange vor der nachkonziliären Bildung von ökumenischen Kommissionen schrieb Leo XIII. in der Enzyklika *Adiutricem Populi* (von 1895): „Wir erklären ausdrücklich, dass wir im Rosenkranzgebet ein ganz ausgezeichnetes Mittel erblicken, um die Sache unserer getrennten Brüder vor ihr bittend zu vertreten. Dies gehört im eigentlichen Sinn in den Amtsbereich ihrer geistlichen Mutterschaft. Denn alle jene, die Christus angehören, hat Maria geboren und konnte so nur gebären in dem einen Glauben und in der Einheit der Liebe „... Maria aber, die unser aller Mutter ist ... hat die Aufgabe, alle jene gleichsam für Christus wieder zu gebären, die ein unseliges trauriges Geschick von dieser Einheit weggerissen hat.“¹³ In der Adhortatio Apostolica *Marialis Cultus* von 1974 zitiert Paul IV. diese Stelle Leos und betont, dass es „dem echten Kult der Seligen Jungfrau wesentlich eigen ist, dass in der Verehrung der Mutter der Sohn ... richtig erkannt, geliebt und verherrlicht wird.“ So werde der Marienkult zum Weg zu Christus.¹⁴

Ähnlich äußert sich Paul VI. anlässlich der Proklamation Marias als Mutter der Kirche. Die Konzilsmehrheit hat bekanntlich diesen Titel abgelehnt, weil sie befürchtete, dass damit Maria den Protestanten als Mutter aufgezwungen werde. Der

Papst hebt hervor, dass die kindliche Anhänglichkeit an die jungfräuliche Gottesmutter nicht in sich ruht, sondern ihrem Wesen nach die Menschen zu Christus führt.¹⁵ Er bittet Maria: „Wende deine gütigen Augen unseren getrennten Brüdern zu. Dir möge es gefallen dass wir bald wieder miteinander verbunden werden. Du hast ja Christus geboren, den Brückenbauer der Einheit zwischen Gott und den Menschen“.¹⁶

Ein ökumenischer Fortschritt im Sinn der Einheit der getrennten Christen, ein Auftrag Christi in seinen Abschiedsreden, wird von vielen Kräften und Bemühungen gefördert. Dazu gehören mitmenschliche Offenheit, theologischer Dialog, um das Denken des anderen kennen zu lernen. Vor allem wird die Einheit ein Geschenk der Gnade sein. Gott hat überraschend die Einheit des deutschen Volkes und den Sturz des Kommunismus herbeigeführt; er kann sicher auch ein ökumenisches Wunder wirken. Doch bedarf dieses Ziel inständigen und vertrauensvollen Gebetes. Wer dies erkannt hat, wird die Hilfe und Fürbitte der Mutter Christi dankbar anerkennen, zumal sie die Mutter der Kirche ist. Es ist vermessen und stolz, die hilfreiche Hand auszuschlagen.

Die Schönheit der Mariengestalt

Die Gestalt der Gottesmutter ist auch von einer Schönheit ganz eigener Art umgeben. Durch die Jahrhunderte hindurch haben Maler sie zur Darstellung ihres Schönheitsideals erwählt. Diese Attraktivität bringt die Literatur in vielen Gedichten, Liedern und Anrufungen zum Ausdruck. In der Lauretanischen Litanei wird sie gepriesen als „Mutter ohne Makel“, „Mutter so wunderbar“, „Mutter, du Reine“, „Mutter der schönen Liebe“. Die „wunderschön prächtige“ ist die „schönste von allen“. Diese Schönheit ist vor allem geistiger Art; sie strahlt von innen her. Die Unbefleckt Empfangene lässt den Glanz der ursprünglichen, unverderbten Schöpfung ahnen, des urbildlich Schönen, nach dem der Mensch immer noch eine Sehnsucht spürt.

Eine besondere Anziehungskraft übt auf die Menschen die Jungfräu-



Sandro Botticelli: Das Magnifikat (Ausschnitt)

Heilige Maria, Mutter Gottes, du hast der Welt das wahre Licht geschenkt, Jesus, deinen Sohn – Gottes Sohn. Du hast Dich ganz dem Ruf Gottes überantwortet und bist so zum Quell der Güte geworden, die aus ihm strömt.

Zeige uns Jesus. Führe uns zu ihm. Lehre uns ihn kennen und ihn lieben, damit auch wir selbst wahrhaft Liebende und Quelle lebendigen Wassers werden können inmitten einer dürstenden Welt.

Gebet des Heiligen Vaters Papst Benedikt XVI.
aus der Enzyklika *Deus Caritas est*.

lichkeit aus. Eine von Sexualität und Pornographie verbildete Mentalität sieht in der Jungfräulichkeit oft nur Unerfahrenheit und Mangel an Kraft und Mut. Andere Zeiten und Völker hatten noch ein Gespür für die Frische und Ursprünglichkeit des Jungfräulichen: Z. B. wird im Französischen der Urwald *forêt vierge* – jungfräulicher Wald genannt und die Priesterrinnen waren meist zu einem ehelosen Leben verpflichtet. Freilich galt das jungfräuliche Leben eher als Unglückslos; erst im Christentum wurde es freiwillig gewählt und sein Sinn erfasst, und zwar als erste

– im zeitlichen und ideellen Sinn – von Maria; sie aber hat mit dieser Lebensform gleich einen anderen angesteckt: Josef, den „Gerechten“ (Mt 1,19), der spürte, dass er diese Frau, an der Gott in einmaliger Weise gehandelt hat, nicht wie eine normale Ehefrau und ihren Sohn nicht als seinen Sohn sehen dürfe. So war Josef gerecht, weil er nicht für sich beanspruchen wollte, was ihm nicht gehört.

Dass der Mensch nicht nur auf vitaler Sexualität, sondern auf Liebe, und zwar auf eine höhere Lie-

be, als sie im irdischen Rahmen möglich ist, angelegt ist, ahnt jeder Mensch, falls diese Ahnung nicht von plumper Leidenschaft überdeckt ist. Dann findet er in Maria die Verwirklichung eigener Erwartungen und ist von ihr angezogen, die selber ganz wie eine echte Mutter auf ihren Sohn weist.

Der vorgegebene Zeitrahmen verbietet, die Anziehungskraft der Mariengestalt noch an anderen Beispielen aufzuweisen. Ihre Beinamen gäben noch viele Möglichkeiten zur Betrachtung.¹⁷ Der geistreiche englische Schriftsteller Chesterton schreibt über den „negativen Geist“, der nur auf das Schreckliche hinweisen kann. Seine einzige Gewissheit ist die Gewissheit des Übels.“ Er bringt das Beispiel von einem jungen Mann, der sich vor dem Laster schützen will. Er könnte es, indem er stets an die Infektion denkt, die er sich vielleicht holt. „Er kann sich aber auch dadurch vor dem Laster schützen, dass er fortwährend an die Jungfrau Maria denkt. Man mag darüber streiten, welche Methode die vernünftiger ist, oder sogar welche die effektivere ist. Aber welche die gesündere ist, dürfte wohl außer Frage stehen“.¹⁸

Maria ist gleichsam das Pfund, das Gott der Kirche auf ihrem Weg zu Christus und zur inneren Einheit mitgegeben hat; die katholische Kirche sollte dieses Pfund nicht vergraben. □



An Pfingsten kamen allein aus der Diözese Regensburg 10.000 Pilger in dreitägiger Fußwallfahrt nach Altötting. „Maria – Mutter der Kirche... von den Gläubigen wird diese Nähe und Sorge auch empfunden. Deshalb suchen sie in ihren Nöten vor allem Marienwallfahrtsorte auf. Ebenso sind Erscheinungsorte – Lourdes, Fatima, Guadalupe, Rue de Bac – Stätten besonders lebendigen Glaubens“ (A.Ziegenaus).

¹¹ Vgl. A. Ziegenaus, Totus tuus. Maria im Leben u. Papst Johannes Paul II.: Fr. Breid, Werk und Vermächtnis Johannes Paul II., Augsburg 2006, 191-205.

¹² Vgl. J. Schmiedl, „...die Jungfrau Maria recht in ihrer himml. Vollkommenheit malen“ (W. H. Wackenroder). Der marianische Aufbruch des 19. Jh zw. Aufklärung und Ultramontanismus: In A. Ziegenaus (Hrsg.), Das marianische Zeitalter, Rgb 2002, 102-107.

¹³ R. Grabner – A. Ziegenaus, Die maria-

nischen Weltrundschreiben der Päpste von Pius IX. bis Johannes Paul II., Regensburg 31997, Nr. 108.

¹⁴ Ebd. 360.

¹⁵ Ebd. Nr. 285.

¹⁶ Ebd. Nr. 286.

¹⁷ Vgl. A. Ziegenaus, Der erzieherische Wert der Marienverehrung: Cl. Breuer (Hg.), Ethik der Tugenden. FS J. Piegsa zum 70. Geburtstag, St. Ottilien 2000, 245-256.

¹⁸ G. K. Chesterton, Ketzler. Eine Verteidigung der Orthodoxie gegen ihre Verächter, Frankfurt/M. 1998, 24.

Wir bitten all unsere Leser, denen es möglich ist, uns auch weiterhin durch **Spenden zu helfen, ohne die wir die Zeitschrift nicht herausbringen können. Alle unsere Freunde aber bitten wir, unsere Arbeit durch ihr **Gebet** mitzutragen.**

Einzahlung Deutschland:

➔ **Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG,**
KontoNr.: 514 75 22 , BLZ: 700 916 00 oder

➔ **Postbank München** KontoNr.: 903 166 809,
BLZ 700 100 80

Für übrige EU-Länder: (statt Kontonummer die IBAN und statt BLZ die BIC)
IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und
BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GEN ODE F1 DSS

Ein herzliches Vergelt's Gott für ihr Wohlwollen.

Ihre Fels-Redaktion

Das Generationenproblem

Imaginäre und reale Konfliktlinien zwischen Alt und Jung Die Herrschaft der gewollt Kinderlosen

Der Generationenkrieg findet nicht statt. Dafür gibt es, wie man hier und da in Berlin hört, einen einfachen Grund: Die jüngere Generation stellt die Ärzte und Polizisten. Und der Primat des Rechts? In einem pluralistischen Staat, in dem das Wesen des Rechts durch das positivistische Recht ersetzt wurde, spiele es eigentlich keine Rolle, was das Recht sagt, sondern wer es sagt. Und die politische Macht der Alten? Sie wird zur Fiktion, wenn alle Parteien gemeinsam das Rentensystem modifizieren, egal zu wessen Gunsten. Sicher ist, dass das politisch-mediale Establishment im Zweifelsfall nach seiner eigenen Lebenssituation entscheiden wird. Das ist übrigens schon bei der Diätenerhöhung zu beobachten. Sie impliziert eine Rentensteigerung um elf Prozent, zehnmal so viel wie die umstrittene Erhöhung der Renten um 1,1 Prozent. Um es also deutlich zu sagen: Der Generationenkonflikt ist eine Erfindung von Medienleuten und Politikern. Er lenkt ab, und es ist ja viel leichter – auflagen- und quotenträchtiger sowieso – zu behaupten,

die Alten beuteten die Jungen aus, als das inkonsequente Verhalten und die gebrochenen Versprechen der großkoalitionären Regierung darzustellen.

Die gesellschaftlichen Tatsachen belegen das: Mit acht oder zehn Euro wäre die Ausbeute recht mager, die 1,1 Prozent Rentenerhöhung liegen außerdem deutlich unter der Inflationsquote, und die meisten Rentner und Rentnerinnen sind Familiensmenschen, mithin der Jugend zugeneigt. Sie helfen ihren Kindern. Sie schenken Zeit und Geld. Das wird in keiner Statistik festgehalten, ist also für Politiker und Medienleute nicht erkennbar und deshalb vielfach auch nicht existent oder relevant. Seriöse Schätzungen des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DZA) gehen davon aus, dass von der älteren Generation jährlich 22 Milliarden Euro zur jüngeren fließen. Das ist ein stiller Transfer, ein Transfer der Liebe und Solidarität, ohne den die Zahl der jungen Hartz-4-Empfänger explodieren würde. Hinzu kommt, dass viele Großeltern gern und häufig auf

ihre Enkel aufpassen, diese betreuen und Zeit mit ihnen verbringen. Nach Angaben des DZA betreut fast jeder fünfte Deutsche im Alter zwischen 40 und 85 Jahren regelmäßig seine Enkelkinder, und die Senioren wenden dafür immerhin 35 Stunden im Monat auf. Es gibt sie also noch, die immer wieder in den Medien totesagte Familie, auch die mit drei Generationen, weniger häufig als früher unter einem Dach, aber doch in derselben Stadt oder Region. Im politisch-medialen Establishment allerdings wird sie seltener, schon weil dort, bei Journalisten und Politikern, nachweislich die Kinder fehlen, und dieses Establishment schafft die veröffentlichte Meinung und bestimmt so den Eindruck von der Gegensätzlichkeit oder gar einem Krieg der Generationen.

Dieser Gegensatz geht, wenn überhaupt, nur von einer Gruppe aus: Den bewusst und gewollt Kinderlosen um des Ego-Reiches willen. Sie haben wenig Interesse daran, in eine Zukunft jenseits ihres Lebens, also in die Nachkommenschaft oder Fami-

Partei	MdBs	0 Ki	1 Ki	2 Ki	3 Ki	4 Ki	5 Ki	6 Ki	(Ki)	0 oder 1 Kind	Anteil %
CDU/CSU	226	63	28	66	33	60	4	2	1,82	91	40,3
SPD	222	71	43	66	27	13	2	0	1,43	114	51,4
FDP	61	23	9	13	12	2	2	0	1,46	32	52,5
LINKE	54	25	9	16	4	0	0	0	0,98	34	63,0
GRÜNE	51	26	8	11	3	3	0	0	1,00	34	66,7
Gesamt	614	208	97	172	79	48	8	2	1,50	305	49,7
Anteil (%)	100	33,9	15,8	28,0	12,9	7,8	1,3	0,3	1,65*	247*	44,4*

Tabelle 1: Verteilung der Kinderzahl der Abgeordneten des Deutschen Bundestages für die dort vertretenen Parteien. Mit (Ki) wird die mittlere Kinderzahl pro MdB (=Mitglied des Bundestages) bezeichnet. Die letzte Spalte gibt den Anteil der Abgeordneten an, die kein oder nur 1 Kind haben. Die Daten sind den offiziellen Biografien der Abgeordneten aus dem Jahr 2005 entnommen.

* Diese Zahlen wurden berechnet ohne die 58 Abgeordneten, die nach dem 1.1.1970 geboren waren, also im Jahr 2005 jünger als 35 Jahre waren und noch Kinder bekommen könnten.

lien zu investieren. Und sie schauen auch argwöhnisch auf jene, die vor ihnen aus der Rentenkasse bedient werden. Es könnte ja nicht mehr viel übrig bleiben. Sie sehen die Rentenversicherung nicht als Generationenvertrag, sondern als eine Art Lebensversicherung. Das ist ganz im Sinn des individualistischen Denkens. Sie nutzen die Sozialsysteme aus, ohne sich um die anderen, geschweige denn um das Gemeinwohl zu kümmern. Für sie ist der Generationenvertrag, von dem sie so bequem leben, in Gefahr, wenn es zur „Mutation der Volksparteien zu Seniorenvereinigungen“ (WamS) kommt, weil dann für sie, so fürchten sie, weniger übrigbleibt. Denn da sie keine Kinder haben, sind sie für ihre Pflege und Altersversorgung auf die Fähigkeiten der jüngeren Generation – genauer: auf die Kinder der anderen – und deren Versorgungskraft für die Alten angewiesen. Diese Versorgungskraft wird geschmälert, wenn die ältere Generation jetzt „Kasse macht“, wie der Gesellschaftsforscher Meinhard Miegel sagt. Sie glauben, und selbst Politiker sagen das offen, dass ihre Beiträge in die Rentenversicherung nachher mehr oder weniger an sie ausgezahlt würden. Aber der Generationenvertrag funktioniert anders. Der Nestor der Sozialsysteme, Pater Oswald von Nell-Breuning, hat es 1980, als sich die Schere zwischen Kinderlosen und Familien zu öffnen begann, so erklärt: „Diejenigen, die Beiträge zahlen, empfangen ja nicht ihre Beiträge zurück, wenn sie alt geworden sind. Durch die Beiträge haben sie nicht die Rente verdient, sondern sie haben erstattet, was die Generation zuvor ihnen gegeben hat. Damit sind sie quitt. Die Rente, die sie selbst beziehen wollen, die verdienen sie sich durch die Aufzucht des Nachwuchses. Wer dazu nichts beiträgt, ist in einem ungeheuren Manko“.

Aber wer von den kinderlosen Mitgliedern des Bundestages oder in den Redaktionen kennt noch Oswald von Nell-Breuning? Diese Gruppe der gewollt Kinderlosen jedoch ist in Politik und Medien überproportional vertreten. Der Generationenkrieg lebt in der imaginären und auch bequemen Welt des politisch-medialen Establishments. Dagegen gibt es auch die ungewollt Kinderlosen, die ein hartes Schicksal tragen und in

der Regel auch Familienmenschen sind (im Gegensatz zu ihren gewollt kinderlosen Generationsgenossen), indem sie sich um ihre Eltern, Cousins oder Nachbarn und deren Kinder kümmern. Meist bekleiden sie auch ehrenamtliche Funktionen. Sie haben in der Regel ein quasifamiliäres Netz, weil sie zwar kinderlos, aber familiär leben. Das gilt in vielfacher Hinsicht auch für die gewollt Kinderlosen um des Himmelreiches willen, die zölibatär lebenden Geistlichen, Ordensleute und auch Laien. Sie heißen nicht umsonst Mutter oder Vater.

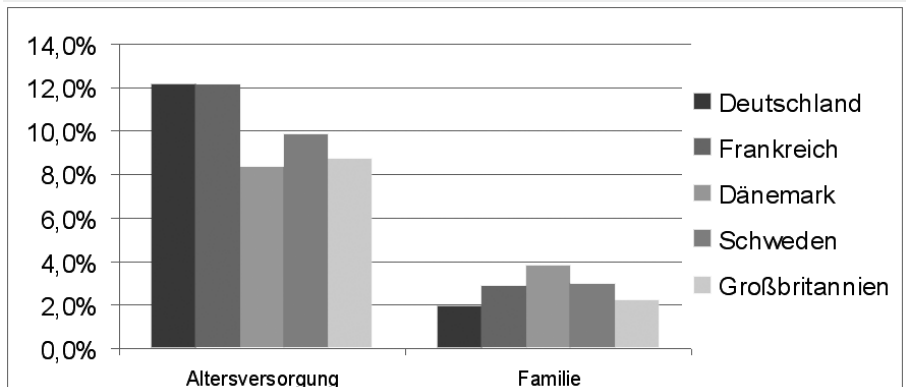
Die Problematik mit der Rentenerhöhung liegt woanders. Zunächst: Viele Kleinrentner haben heute nicht genug zum Leben, die steigenden Lebenshaltungskosten schlagen dramatisch ins magere Haushaltsbudget. Ihnen ist mit zehn Euro mehr kaum geholfen, mit fünfzig dagegen schon. Gesellschaftlich sinnvoller wäre eine kräftige Erhöhung für die Kleinrentner und eine Nullrunde für die, die es nicht brauchen. Das verstößt natürlich gegen den Gleichheitssatz, aber Gerechtigkeit heißt, so wussten schon die Klassiker, und so nannte es auch der alte Fritz, „jedem das Seine“ und nicht „allen das Gleiche“. Es

wäre den Schweiß der Edlen in dieser Republik wert, sich von den sozialistischen Gerechtigkeitsbegriffen zu lösen und einen intergenerationalen Ausgleich in der Rentenfrage zu finden, statt einer Generation kaum zu helfen und dennoch die andere zu belasten. Genau das strebt der gern als Arbeiterführer und jetzt als Rentnerführer apostrophierte Ministerpräsident von NRW, Jürgen Rüttgers an. Es geht um die Vermeidung von ungerechter Altersarmut, der Armut jener Menschen, die lange gearbeitet haben und keine Mark erübrigen konnten für eine private Altersvorsorge, zum Beispiel deswegen, weil sie Kinder ernährt und erzogen haben. Kinder, die jetzt oder in ein paar Jahren die kinderlosen Egos durchfüttern und pflegen sollen.

Aber hier geht diese Bundesregierung genauso skrupellos vor wie ihre Vorgänger. Schon unter Kohl wurde die Intergenerationengerechtigkeit auf die lange Bank geschoben, obwohl die Zahlen aus dem Bericht der Enquete-Kommission demographischer Wandel eindeutig die künftige Schieflage belegten. Kohl und Schröder sahen, wie jetzt Merkel und Beck, in der Rentenfrage nur eine Machtfrage

Üppige Renten oder Familienleistungen?

Bei der öffentlichen Altersvorsorge ist Deutschland großzügig, die Leistungen für Familien sind dagegen eher bescheiden



Öffentliche Ausgaben für Alters- und Hinterbliebenenversorgung und für Familienbezogene Leistungen in ausgewählten EU-Ländern als Prozentanteil am BIP

(Datenquelle: Sachverständigenkommission Siebter Familienbericht: Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine Lebenslaufbezogene Familienpolitik, München 2005, S. 66).

16.05.2008 © Stefan Fuchs

Urvertrauen

„Nur an einer Wirklichkeit, die uns Widerstand leistet, können wir unsere Kräfte entwickeln ... Der Erzieher hat die Aufgabe, das Kind an die eigenständige und widerständige Wirklichkeit heranzuführen. Die Mutter ist im allgemeinen die erste eigenständige Wirklichkeit, der das Kind begegnet. Und so ist dafür gesorgt, dass die Wirklichkeit zunächst als hilfreich und freundlich erfahren wird. Die Stiftung dieser Grunderfahrung – die Psychologie spricht vom Urvertrauen – ist das Wichtigste, was Erziehung überhaupt zu leisten hat. Denn wer auf eine Erinnerung an eine heile Welt zurückgreifen kann, wird leichter mit der unheilen fertig.“

Robert Spaemann, Moralische Grundbegriffe, C. H. Beck, Beck'sche Reihe, München, 1999, S.35

werden für die nächsten dreißig, vierzig Jahre. Danach mag die Sintflut kommen. Um das System zu erhalten, muss in die Sozialkassen eingezahlt werden, natürlich nicht, wie das BVG es fordert, entsprechend den Einkommen und generativen Leistungen, sondern nur gemäß den Einkommen. Deshalb müssen Frauen in sozialpflichtige Jobs und die Kinder in Krippen. Es spielt auch keine größere Rolle, ob die Kinder ausreichend für die Zukunft qualifiziert werden. In keinem Budget eines Landes, des Bundes sowieso nicht, ist für die rund hunderttausend Erzieher- und Erzieherinnen, die man für die 500.000 Krippenplätze zusätzlich bräuchte, ein Posten für die Ausbildung vorgesehen. Das heißt, man rechnet nicht mit einem Schlüssel fünf zu eins und man rechnet auch nicht damit, dass die Krippenwarte besonders ausgebildet sein müssten. Ein Krippenwart muss füttern und pampern können, das bedarf keiner pädagogischen Ausbildung auf einer Fachhochschule. Dafür reicht ein Schein von der Handwerkskammer.

ge. Sie sehen nur die Zahlen: Heute sind 18 Prozent der Deutschen älter als 65, in zwölf Jahren werden es 22 Prozent sein, schon bei der Bundestagswahl 2009 werden mehr als die Hälfte der Wahlberechtigten über 60 Jahre alt sein, es ist statistisch auch die Gruppe mit der höchsten Wahlbeteiligung. Eine Rentenkürzung kommt für Beck und Merkel also nicht infrage, eine Beitragserhöhung allerdings auch nicht, denn man will ja auch von den Jungen gewählt werden. Also belässt man alles mehr oder weniger so, wie es ist, auch wenn die Demographie zum Handeln zwingt. Aber das überlässt man den Generationen nach der Sintflut. Die wird kommen. In sechs, sieben Jahren beginnen die Baby-boomer, die geburtenstarken fünfziger und sechziger Jahrgänge in die Rente zu gehen. Gleichzeitig schmilzt die Zahl der Erwerbstätigen, also jener, die die Beiträge zahlen. Von den Baby-Boomern haben rund dreißig Prozent keine Kinder.

Diese dreißig Prozent sind es, die die Sozialsysteme ausgebeutet haben und das noch weiter tun wollen. Aber für diese späte Zeit der Boomer ist keine strukturelle Vorsorge getroffen. Im siebten Familienbericht ist nachzulesen, dass die öffentlichen Ausgaben für Alters- und Hinterbliebenenversorgung sechsmal so hoch sind wie für die Familien. In fast allen anderen europäischen Ländern ist die Relation wesentlich günstiger. Bei den Gesundheitskosten sieht es ähnlich aus. Das Institut für Demographie, Allgemeinwohl und Familie e.V. (www.i-daf.org) hat diesen Zusammenhang in einer seiner wöchentlichen Nachrichten grafisch dargestellt. In solchen Zahlen drücken sich politische Wertentscheidungen aus. Sie sind auch Ausdruck einer vergreisenden Gesellschaft, deren politische Führung sich nicht mehr traut, zukunftsweisende Investitionsentscheidungen zu treffen.

Es geht bei der Rentenfrage auch längst nicht mehr um Zehntelprozent-Punkte. Die innere Statik dieser Gesellschaft wird brüchig. Das zeigt sich eben an den Gegensätzen innerhalb der Generationen, nicht zwischen den Generationen. Man könnte auch sagen, das Gemeinwohl wird durch Mein Wohl ersetzt. Solche Ge-

danken stoßen auf Kritik. Nicht nur im politisch-medialen Establishment, sondern auch in familienfreundlichen Kreisen. Es gebe doch den Generationenkonflikt, heißt es. Die Alten sahten ab, vor allem die kinderlosen Alten der Baby-Boomer-Generation. Aber auch diese Alten belasten im Rentensystem eben nicht die jüngere Generation, sondern ihre eigenen Altersgenossen. Ihr Rentenproblem ist vor allem das Problem ihrer Generation. Die jüngere Generation wird andere Wege der Altersvorsorge finden. Es geht nicht um einen Konflikt zwischen zwei Generationen, der in Statistiken herauslesbar wäre, sondern um den Konflikt innerhalb der Generationen und zwar zwischen jenen, die einen „generativen Beitrag“ geleistet haben, wie das Bundesverfassungsgericht sagt, und jenen, die diesen Beitrag um ihres Ego-Reiches willen nicht leisten wollen. Andere gewollt Kinderlose leisten ihren generativen Beitrag nicht durch Zeugung, sondern durch Miterziehen.

Auch die Alterung ist nicht das Problem der Generationengerechtigkeit. Der Leiter des Regionalbüros Schleswig Holstein des Familiennetzwerkes (www.familie-ist-zukunft.de) hat die Mehrkosten der Alterung für die Gesetzliche Rentenversicherung (GRV) einmal ausgerechnet. Das Ergebnis der Rechnung ergab 2004 für die Gesetzliche Rentenversicherung 635 Millionen Euro Mehrkosten im Jahr für die steigende Lebenserwartung, das sind 0,27 Prozent der 233,9 Milliarden Euro, die 2003 aus der GRV ausgezahlt wurden. 0,27 Prozent, das liegt im Bereich der Rundungstoleranz. Die künftige Krise der Sozialsysteme hat ihre Ursache nicht in der höheren Lebenserwartung, sondern in der Kinderlosigkeit, und dafür ist die Generation, die die Elterngeneration der „Babyboomer“ ist, nicht verantwortlich. Denn sie hatte ja Kinder in bestandserhaltender Zahl. Darüber hört man wenig, auch in der ARD-Themenwoche nicht. Der Grund ist einfach. Es sind vorwiegend die gewollt Kinderlosen, die diese Woche gestalten und in ihr die Hauptrollen spielen, in Talkshows und Filmen.

Das Schweigen ist vielsagend. Dieses System muss, so denken die kinderlosen Hedonisten, erhalten

Hier wird die wahre Konfliktlinie zwischen den Generationen sichtbar. Die heute vorherrschende Ideologie des Marktes ordnet alles den Gesetzen der Ökonomie unter, auch die Bildung und vor allem die Persönlichkeitsbildung. Letztere jedoch entscheidet über die Qualität der künftigen Gesellschaft. Diese Herzens- oder Menschenbildung umfasst die ganze Palette der menschlichen Grundfähigkeiten, die soziale Kompetenz und die emotionale Intelligenz, also die Fähigkeiten, mit anderen respektvoll oder gar liebenswürdig umzugehen und seine eigenen Gefühle und die der anderen einzuordnen und vernünftig zu gebrauchen. Entscheidend dafür sind die frühen Orte unserer Gefühlkultur, sprich das Zuhause, die Familie, die frühen Bindungen zur Mutter, der primären Bezugsperson und den anderen nahe stehenden Bezugspersonen der frühen Jahre (Vater, Geschwister, Großeltern). Die Qualität dieser Beziehungen begünstigt oder behindert eine gesunde Hirndisposition zum Lernen und Begreifen, sie eröffnet oder verstellt die Haltung zu anderen Menschen und zur Welt. Deshalb sagen Hirn- und Bindungsforscher, Pädagogen und Entwicklungspsychologen gleichermaßen und mit Recht: Bindung geht der Bildung voraus.

Bindung ist die Voraussetzung für Bildung. Wenn es weniger Kinder gibt, müssen die wenigen besser sein, um Produktion und Wohlstand auf dem heutigen Niveau zu halten. Besser heißt nicht mehr arbeiten, sondern gebildeter, innovativer, kreativer sein. Ohne die Voraussetzung einer liebevollen, zärtlichen Beziehung können die Emotionen, die „Architekten des Gehirns“ (Stanley Greenspan) nicht zur Entfaltung kommen. Mit anderen Worten: Ohne die kreative Kraft der Liebe werden die frühen Orte der Gefühlswelt zu Eiswüsten der Ratio und Funktionalität. Das ist ganz im Sinn der Marktideologie und ihrer Sozialklemptner. Es beginnt mit der Liebe. Hier ist der Anfangspunkt für die Trennlinie der künftigen Generationen. Es ist auch der Punkt, wo die Politik von Anfang an versagt, indem sie die Kinder aus den primären Orten der Gefühlkultur wegnehmen und kollektivistischen Systemen übergeben will. Das verhindert spätere Bildung. Amerikanische Studien haben ergeben, dass Krippenkinder den leich-

ten Wissensvorteil der ersten Jahre gegenüber Kindern, die in den ersten vier, fünf Jahren vorwiegend zuhause erzogen wurden, in der Schule schon verlieren.

Das kümmert die gewollt Kinderlosen freilich wenig. Sie sehen diese Zusammenhänge nicht und wollen sie auch nicht sehen. Deshalb setzen sie andere Prioritäten. Ihre Prioritäten sind die Saat künftiger Konflikte. Sie denken in Machtkategorien der Gegenwart, nicht in Qualitätsmaßstäben für die Zukunft. Aber Macht ohne Ziel im Sinn von mehr Menschlichkeit oder nur mit dem Ziel des Machterhalts für

Wären Sie gerne jünger?

ALTERSAKZEPTANZ STATT JUGENDWAHN

Von 1005 Befragten antworteten:

nein	59%
ja	37%
keine Angabe	4%

Wer mit seinem Alter hadert, wäre im Schnitt gern sechs Jahre jünger (bis 34-Jährige zwei, über 54-Jährige zehn Jahre). Allerdings möchten 65 % der bis 34-Jährigen und 56% der über 54-Jährigen ihr Alter gar nicht korrigieren.

eine Gruppe oder Partei endet in Tyrannei und wird letztlich scheitern. Wie kommt eine Gesellschaft aus so einer Situation heraus? Altpräsident Herzog bietet eine Lösung an: Das Familienwahlrecht. Auch Paul Kirchhof ist dafür und andere Persönlichkeiten mehr. Wenn die Stimmen der Kinder treuhänderisch von den Eltern genutzt würden, gäbe es mit einem Schlag 15 Millionen Stimmen mehr, von den Eltern für die Kinder in die Waagschale der Macht geworfen. Das würde die Interessenlage der Parteien schlagartig ändern. Alle, auch in der Politik, sind sich einig, dass dann ein Run auf familienfreundliche Themen und Projekte begännen. Ein solcher Schritt würde Energien für die Zukunft freisetzen. Paul Kirchhof schreibt in seinem Essay über die Erneuerung des Staates in Deutschland: „Freiheit ist ein Wagnis in Grenzen des Rechts“. Es wäre ein kalkulierbares Wagnis,

das Land hätte wieder Zukunft. Aber das politisch-mediale Establishment will oder wagt diese Freiheit nicht. Es lebt sich ja auch angenehmer im Ego-Reich. Dieses Establishment führt einen heimlichen Krieg gegen das Gemeinwohl und gegen die Gesellschaft. Einen heimlichen aber realen Krieg, der die Demokratie gefährdet. Vielleicht leben wir bereits in einer Pseudo-Demokratie. Die alten Griechen sahen schon diese Zusammenhänge, der Historiker Polybios hat es im zweiten Jahrhundert vor Christus so formuliert: Ein Staat sei dann keine Demokratie, wenn in ihm „eine beliebige Masse Herr ist, zu tun, was ihr beliebt“. Im Gegenteil sei die „Bezeichnung Demokratie da am Platze“, wo man „Vater und Mutter ehrt, vor einem Älteren Respekt hat, den Gesetzen gehorcht“. Freilich müssen die Gesetze gerecht sein. Das ist in Deutschland nicht immer der Fall. In puncto Gerechtigkeit für Familien erst recht nicht. Hier muss die Balance neu justiert werden, wenn man ein solidarisches Gemeinwesen zwischen und innerhalb den Generationen schaffen will.

Es handelt sich letztlich um eine alte Dichotomie. Es geht um die Gestaltung der Gesellschaft als solidarische oder als repressive. Das ist die Alternative der Zukunft: Eine repressive Gesellschaft mit der Kultur des Todes und der Ich-Mentalität oder eine solidarische Gesellschaft mit freundschaftlichen Formen des Zusammenlebens der Generationen. Die Demographie spitzt diese Alternative immer schärfer zu. Wer sie vertagt auf die Zeit nach der Sintflut, kann schnell von derselben überrascht werden. Deshalb ist es demographisch sicher schon „dreißig Jahre nach zwölf“ (Herwig Birg), aber menschlich gesehen Zeit für die Liebe. Teilhard de Chardin hat Mitte des vergangenen Jahrhunderts vorhergesagt, dass die Menschen eines Tages lernen würden, die Energien der Liebe nutzbar zu machen und dass dies ein ebenso entscheidender Entwicklungsschritt in der Menschheitsgeschichte sein werde wie die Entdeckung des Feuers. Vor dieser Entdeckung stehen wir. Womöglich nicht in Deutschland, denn hier badet man derzeit noch in den lauen Wassern der Ideologie. Aber vielleicht öffnet die Krise der Sozialsysteme den Blick für diese Entdeckung. □

Ein Besuch im Zentrum der Weltkirche

Eine Delegation des „Forums Deutscher Katholiken“ hat vom 17. bis zum 23. Februar 2008 die Ewige Stadt besucht. Rom ist für Katholiken nicht in erster Linie die Stadt der Kultur und Geschichte – das ist sie selbstverständlich auch – sondern der Ort, an dem sich die Gräber der Apostelfürsten Petrus und Paulus befinden und wo der Stellvertreter Christi auf Erden seinen Sitz hat. Ein Besuch in Rom ist für Katholiken immer auch eine Wallfahrt und eine Möglichkeit, Gespräche zu führen. Das war auch bei diesem Rombesuch der Fall.



Ein besonderes Ereignis war die Generalaudienz mit Papst Benedikt XVI. in der von Papst Paul VI. erbauten Kongresshalle. Bei dieser Gelegenheit konnte ein Mitglied unserer Gruppe dem Heiligen Vater eine Dokumentation überreichen und mit ihm sprechen.



Ein eindrucksvolles Erlebnis war die heilige Messe mit einer richtungweisenden Predigt von Msgr. Dr. Christoph Kühn in der ehemaligen Kirche der Schweizer Garde im Vatikan, in San Pellegrino. Msgr. Dr. Kühn ist der Leiter der deutschen Abteilung im Staatssekretariat.

Radio Vatikan und die Zeitung L'Osservatore Romano (römischer Beobachter) sind das Sprachrohr des Papstes in die Welt. Die Teilnehmer konnten mit der Chefredakteurin der deutschsprachigen Ausgabe des L'Osservatore Romano, Frau Astrid Haas, Interessantes über die Medien und die Informationspolitik des Vatikan erfahren.

In der Piazza San Calisto ist der päpstliche Rat für die Laien untergebracht. Hier konnte die Gruppe mit Bischof Josef Clemens ein Gespräch über den nächsten Kongress „Freude am Glauben“ und die Aufgabe der Laien in der heutigen Situation der Kirche führen. Stanislaw Kardinal Rylko, vom päpstlichen Rat für die Laien, wird am 14. September 2008 den Abschlussgottesdienst beim Kongress in Fulda halten.



Im Borgo Santo Spirito, dem Sitz der römischen Zentrale des Jesuitenordens informierte Pater Peter Gumpel SJ über die Selig- und Heiligsprechungsprozesse der Kirche. Den Teilnehmern des Kongresses „Freude am Glauben“ 2007 ist Pater Gumpel als Teilnehmer des Podiumsgesprächs „Kirche im Visier – Schatten über der Kirche“ bekannt.



L'Osservatore Romano – eine Zeitung eigener Art

Ein Gespräch mit Astrid Haas, der Chefredakteurin
der deutschsprachigen Ausgabe

L'Osservatore Romano, ist das die Zeitung des Papstes?

Der Osservatore Romano ist die offizielle Vatikanzeitung, d.h. die Zeitung des Papstes. Damit sind besondere Charakteristiken verbunden, die auch besondere Pflichten mit sich bringen: Die veröffentlichten Texte sollen absoluten Vorbildcharakter haben. Die italienische Tagesausgabe besteht seit 1. Juli 1861; die Wochen- ausgabe in deutscher Sprache wurde auf Wunsch der Deutschen Bischofs- konferenz und des Heiligen Stuhls Ende 1971 gegründet.

Welche Inhalte gehören zu dieser Wochenzeitung?

Die primäre Aufgabe besteht in der Dokumentation der Apostoli- schen Schreiben, Ansprachen, Pre- digten, Botschaften sowie der pasto- ralen Präsenzen des Heiligen Vaters, z.B. auf seinen Apostolischen Reisen in der ganzen Welt. Dazu kommen Meldungen aus der Römischen Kurie und aus dem kirchlichen Leben in Rom, die für deutschsprachige Leser von Interesse sind. Eine eigene Ru- brik (Vatikanisches Bulletin) wid- met sich den Ernennungen, Rücktrit- ten oder Todesfällen der Bischöfe auf der ganzen Welt; ebenfalls wird jede

Ernennung in der Römischen Kurie veröffentlicht und soweit möglich ein kurzer Lebenslauf der betreffen- den Person angefügt. Besonders be- liebt sind die Kulturseiten, deren Ab- sicht in erster Linie darin besteht, die kulturelle Relevanz und Präsenz der Kirche in Rom und Italien in ihren besonderen Ereignissen bekannt zu machen (Ausstellungen, Konzerte, Archäologie, Geschichte). Jede an- dere journalistische, kulturelle oder theologisch-philosophische Veröf- fentlichung ist dem Bedürfnis nach Platz für die Veröffentlichung des Wortes des Papstes oder offizieller Mitteilungen aus den vatikanischen Dikasterien untergeordnet. Die Zei- tung kommentiert und interpretiert nicht.

Sehen Sie unterschiedliche Akzent- setzungen in den Ländern Euro- pas?

Wenn man bedenkt, dass der Os- servatore Romano außer in Deutsch auch in Englisch, Französisch, Spa- nisch, Portugiesisch und als Monats- ausgabe in Polnisch erscheint, so er- geben sich die Akzentsetzungen von selbst. Während der Osservatore Ro- mano in deutscher Sprache in erster Linie auf die Bedürfnisse der Leser

in Deutschland, Österreich und der Schweiz eingeht, so geschieht dies bei den anderssprachigen Ausgaben ebenfalls je nach Verbreitungsgebiet und Bezugsländern. Unser Auftrag besteht darin, über die Universalkir- che zu berichten, d.h. Ereignisse auf der ganzen Welt in die Berichterstat- tung einzubeziehen.

Wie weit ist der Osservatore Roma- no in Deutschland verbreitet? Fin- det er sich an den Kiosken?

Der Osservatore Romano deutsch ist in ganz Deutschland verbreitet; außerdem wird er in Österreich (der Bekanntheitsgrad ist je nach Bundes- land verschieden) und der Schweiz vertrieben; auch nach Übersee geht eine beträchtliche Anzahl von Exem- plaren, meist zu Missionsstationen oder in die Apostolischen Nuntiatu- ren. Auch an einigen Kiosken sowohl in Deutschland als auch in Rom wird der Osservatore Romano verkauft.

Hat die Redaktion des Osservatore Romano schon einmal einen anti- römischen Affekt in Deutschland festgestellt?

»Antirömischer Affekt« ist viel- leicht etwas zu hart ausgedrückt. Selbstverständlich gehen Briefe in



der Redaktion ein, die auch Kritik zum Ausdruck bringen oder vielleicht Bedenken oder eine gegenteilige Haltung zu einigen vatikanischen Entscheidungen bekunden. Meist handelt es sich jedoch um Anfragen, die man mit einer kompetenten Erläuterung beantworten kann. Schließlich zeigt jede Reaktion seitens der Leser Interesse an der Zeitung, was wir als sehr positiv ansehen.

Wie versucht die Redaktion des Osservatore Romano Papstkritik in Deutschland zu begegnen?

Der Osservatore Romano hält an der Lehre der Kirche fest. Die Zeitung gibt keine Interpretationen, sie ist das Sprachrohr des Vatikans für den deutschsprachigen Raum.

Erhält der Osservatore Romano Unterstützung durch die deutschen Bischöfe und Priester?

Auf jeden Fall erhält der Osservatore Romano Unterstützung seitens der Deutschen Bischofskonferenz und zwar in vielerlei Hinsicht. Wir freuen uns auch über jeden Besuch eines deutschen Bischofs oder Priesters in der Redaktion, um bei Gesprächen Gedanken und Erfahrungen auszutauschen. Die Redaktion fühlt sich dadurch in ihrer Arbeit sehr gestärkt.

Wie viel Personal ist an der Erstellung des Osservatore Romano beteiligt?

Insgesamt sind zur Zeit neben mir als Redaktionsleiterin drei Mitarbeiter in der Redaktion vollzeitbeschäftigt. Dazu kommen etwa fünf Übersetzer und außerdem ein Autorenteam von ca. zehn Personen.



Frau Astrid Haas mit der Delegation des Forums Deutscher Katholiken

Wie erfolgt die Werbung für den Osservatore Romano?

Den Vertrieb und somit auch die Werbung der Zeitung hat seit der Druckverlegung nach Deutschland im Jahre 1986 der Schwabenverlag in Ostfildern übernommen. Werbung nur innerhalb Deutschlands würde nicht ausreichen, um die Abonnentenzahl zu steigern. Parallel dazu haben wir deshalb seit einigen Monaten Werbekampagnen auch in Rom gestartet, weil sich aufgrund der immens hohen Zahl von Pilgern aus Deutschland, die wöchentlich an der Generalaudienz des Papstes und am sonntäglichen Angelusgebet teilnehmen, eine einmalige Gelegenheit ergibt für den Verkauf der Zeitung sowie für deren Bekanntmachung. Der Standort, der Petersplatz, bietet dabei eine einzigartige Chance.

Jeder Leser, der sich für die »Zeitung des Papstes« entscheidet, kann sein Wissen um vieles bereichern. Sehr viele Menschen kommen in die Ewige Stadt, wissen jedoch nicht, dass es diese Zeitung gibt.

Die Arbeit der Redaktion ist sicher einzigartig, und wir sind uns dessen bewusst, einen privilegierten Platz in der Weltkirche einzunehmen – eine Arbeit, die im weitesten Sinn auch als Evangelisierungsauftrag angesehen werden kann, verbreiten wir doch das Wort des Papstes. □

Wir danken für das Gespräch. Das Interview führte Gerhard Stumpf



„Politik und Religion – Um Gottes Willen?!“

Der Vorwurf ist bekannt: Diskussionen an der Universität zeichnet aus, dass sie mit der Realität außerhalb des Elfenbeinturms wenig bis gar nichts gemein haben – Ein Beispiel

Universitäten gelten als ideologiefreier Raum. Sie wären es zumindest gerne. Und vertreten lautstark den Anspruch unbedingter Wissenschaftlichkeit. Für viele redliche Wissenschaftler und Professoren gilt das auch. Das im Windschatten dieser Leistungsträger jedoch auch Nestbeschmutzer mitsegeln, das bekommen häufig diejenigen Studenten zu spüren, die Werte und Positionen vertreten, die nicht dem Zeitgeist entsprechen. Die jungen Sprecher der Generation Benedikt erleben derlei Begebenheiten bei ihren Veranstaltungen im ganzen Land regelmäßig – und können so dort Kirche und Glauben ein junges und authentisches Gesicht geben, wo Gott keine Rolle mehr spielen soll und Kirche als ein Interessenvertreter von vielen angesehen wird.

Ein Schwank ganz normaler Wahnsinn des universitären Alltags: Das Seniorat Politische Wissenschaft der renommierten Rheinisch-Westfäl-

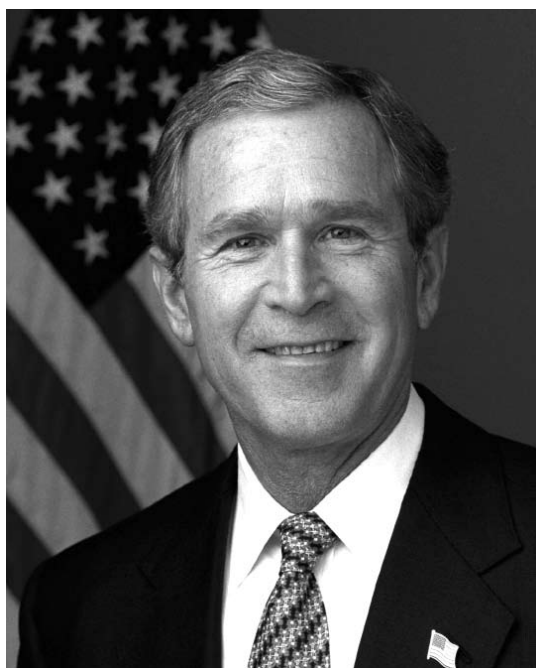
ischen Technischen Hochschule Aachen hatte zur Diskussion geladen: „Ist die Religion politisiert oder die Politik religiös?“ Manch kritischer Beobachter mochte sich an die Frage erinnern fühlen: Was war zuerst da, das Huhn oder das Ei?

Die Veranstalter meinten es ernst. So hieß es in der Einladung: „Islamische Religionsführer fordern die Errichtung von Gottesstaaten. Amerikanische Präsidenten führen moderne Kreuzzüge.“ Man könnte fragen, ob überhaupt und wenn, wer in der islamischen Welt tatsächlich den Anspruch auf Religionsführerschaft vertreten kann, ob es zwischen den Hasspredigern unter ihnen und dem Präsidenten einer der ältesten Demokratien der Welt tatsächlich keinen Unterschied gibt und ob Kreuzzüge überhaupt „modern“ sein können.

Aber derlei Fragen basieren auf Fakten und verwirren die fest gestanzten Meinungen. Von denen war im

Text der Einladung „zu einer offenen und wissenschaftlichen Diskussion“ freilich auch eine über die katholische Kirche zu lesen: „Die katholische Kirche stellt sich weiterhin gegen die Benutzung von Kondomen, was vor allem in Entwicklungsländern unzählige Aidsoffer fordert.“ Hier mag sich mancher unbefangene Leser gefragt haben, ob nun die Morallehre der Kirche oder das Sexualverhalten der Menschen der Grund dafür ist, dass Aids übertragen wird. Immerhin, vergeblich wartete dieser Leser dann auf die rein informativ gemeinte Anmerkung, das Aids-Virus sei eine Erfindung amerikanischer Forscher auf Geheiß der Regierung, um Afrika dauerhaft niederhalten und ausbeuten zu können. Vielleicht wurde dieses „Wissen“ (denn SPIEGEL-Leser wissen mehr) aber auch einfach beim studentischen Publikum vorausgesetzt.

Der Anlass der Diskussion wurde wie folgt hergeleitet: „Die heilige Stadt dreier großer Weltreligionen ist



*Links:
Benedikt XVI.: Ein starker Papst nach einem schon starken Pontifikat, das auch er mitprägte.*

*Rechts:
US-Präsident George W. Bush: Ein Bewunderer des Papstes und des Papsttums. Für einen Protestanten schon recht ungewöhnlich ...*

nach wie vor Schauplatz eines blutigen Konfliktes, der nicht nur die Region des Nahen Ostens zerreißt, sondern auch die westliche Welt bedrückt.“ Der Schluss liegt nahe: Es ist das Bedrcktheit, die Betroffenheit, wenn nicht der Welterschmerz, der die Gutmenschen im Westen zusammenbringt, um gemeinsam zu überlegen, wie anderen Menschen, denen Ehre, Heimat oder gar ihr Gott noch etwas bedeutet, die Segnungen der Toleranz und des unbedingten Willens zum Frieden zukommen können.

Ausgehend von dieser „Bestandsaufnahme“ fragten die jungen Politikstudenten: „Wieviel Einfluss sollten Religionen in einer säkularisierten Welt haben?“ Hinter dieser Frage steht das Bild von Religionen als dunklen Mchten, keinesfalls jedoch das als Antwortgeber auf die Sinnfrage des Menschen in der Moderne. Die nächste Frage suggeriert ein wenig ihre Antwort: „Profitieren Staaten von einer religiösen Einflussnahme?“ Damit waren wahrscheinlich weniger Syrien, Iran und die Türkei gemeint, eher schon nach Sicht der Veranstalter „Schurkenstaaten“ wie das katholische Polen, die christlichen USA und der mächtige Vatikan. Abschließend eine Frage, welche die von Religionen ausgehende Gefahr illustrieren sollte: „Schlummert in Religionen ein unberechenbares Gewaltpotential?“

Zur kompetenten Auseinandersetzung mit diesen mitunter global an-

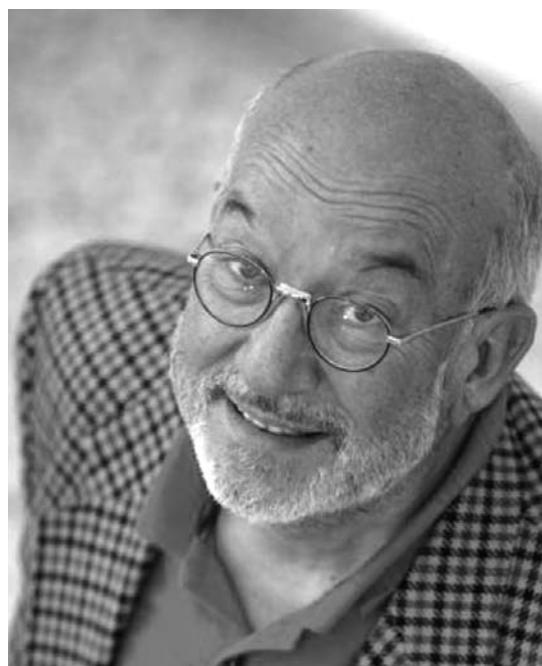
mutenden Fragen hatte das Seniorat Politische Wissenschaft ein Panel streitlustiger „Experten“ zusammengestellt: Mit Mounir Azzaoui, dem ehemaligen Pressesprecher des Zentralrats der Muslime, war ein Experte für den islamischen Aspekt der Diskussion gewonnen worden. Als Mitbegründer des „Arbeitskreises grüner Muslime/innen“ innerhalb der Partei Bndnis90/ Die GRÜNEN vertrat Azzaoui außerdem einen Teil des politischen Spektrums in Deutschland. Ihm zur Seite saß auf dem Podium und stand oft inhaltlich Michael-Ezzo Solf, Vorsitzender des Arbeitskreises Islam-Dialog des Landtags von Nordrhein-Westfalen und Landtagsabgeordneter für die CDU. Solf brachte den integrationspolitischen Ansatz sowie die entsprechende Expertise dazu in die Runde. Gleichzeitig für und gegen alle und alles war Professor Horst Hermann, Kirchenrechtler und Kirchenkritiker, Soziologe und Schriftsteller sowie erem. Professor für Soziologie in Münster. Hermann war aber zuvörderst in seiner Eigenschaft als „erster Professor in Deutschland, dem die kirchliche Lehrerlaubnis entzogen worden ist“, eingeladen. Er stand vor allem für sich selbst. Ihm zur Seite durfte der Autor des Artikels als Vertreter der Generation Benedikt und als Jungpolitiker die Runde vervollständigen. Generation Benedikt und Junge Union in einer Person – das roch nach jener gefährlichen Verbindung von Politik und Religion.

Um die sollte es in der Diskussion auch gehen – ging es aber weitgehend nicht. Meistens wurde das vertreten, was man an ideologischem Ballast mitgebracht hatte. Die verschiedenen Statements verrieten, welcher Geister Kinder zusammengekommen waren. Azzaoui wies die interessierten Zuhörer im Hörsaal scheinbar wertneutral in die verfassungsrechtliche Position der Religion und der Religionsgemeinschaften in Deutschland ein. Er tat dies nach eigenem Bekunden, um anschließend sein Plädoyer zu präsentieren, „Integration endlich möglich zu machen“ und Europa wie Deutschland „nicht weiter als christlichen Club zu führen.“ Er bat darum, sich in der Diskussion auf Deutschland zu konzentrieren und internationale Problemlagen vorerst auszuklamern – angesichts der gewaltsamen Unterdrückung der Religionsfreiheit und der Menschenrechte für Frauen in islamischen Ländern aus seiner Sicht ein nachvollziehbares Vorgehen.

Hermann erzählte von sich, seinem Leben (Meilensteine: 1975 Entzug der Lehrerlaubnis wg. Hetze gegen die Kirche, 1981 Austritt aus der Kirche), seinem Wirken und seinen Büchern. Eine Auswahl der Titel verrät, worum es in den Werken geht: „Die sieben Todsünden der Kirche“ (1976), „Die Kirche und unser Geld“ (1990), „Der Anti-Katechismus. 200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt“ (1991), „Kirchenaustritt jetzt. Argumente für Unentschlossene“ (1994)

Links:
Nathanael Liminski:
„Wer steht hier für mehr als sich selbst?“

Rechts:
Horst Hermann:
„Benedikt XVI. ist ein schwacher Papst.“



und „Sex und Folter in der Kirche. 2000 Jahre Folter im Namen Gottes“ (1994). Abschließend prangerte er die christlichen Kirchen in Deutschland als „Beutekirchen“ an, gab kund, dass Benedikt XVI. ein „schwacher Papst“ sei und äußerte schließlich den Ratsschlag, dass ein Professor nicht Papst werden solle.

Dem Vertreter der Generation Benedikt waren damit einige Hausaufgaben gegeben worden. Nachdem er die These vom Verschwinden der Religiosität anhand von aktuellen Zahlen (Bertelsmann-Religionsbarometer) widerlegt hatte, erläuterte er die Hintergründe des zuvor gescholtenen Konkordats von 1933. Der Vertreter der Generation Benedikt bemühte sich sodann, dem gestellten Thema gerecht zu werden und anhand des Böckenförde-Diktums zu veranschaulichen, dass der Staat von Voraussetzungen lebe, die er selbst nicht zu schaffen in der Lage sei. Dies gelte vor allem mit Blick auf Wertentscheidungen des Grundgesetzes, die christlicher Tradition entsprungen sind, selbst, wenn man dies heute nicht mehr so nennen wolle. Abschließend bat er darum, die Angst der Menschen vor dem Ausgreifen des Islamismus zu verstehen und verwies dabei auf die Realität hinsichtlich Religionsfreiheit und Terrorismus sowie der eigenmächtigen Bildung von Parallelgesellschaften in Europa.

Solf wurde seiner Rolle als Politiker gerecht, positiv wie negativ. Die Hoffnung, dass in 20 Jahren die vollständige Integration der Muslime in Deutschland erfolgt sein könne, bezeichnete Hermann in einem Zwischenruf als „naiv.“ Als Begründung für den erfolgreichen Integrationsprozess in NRW pries der Integrationspolitiker an, dass in NRW „die Schwarzen nicht so schwarz und die Grünen nicht so grün seien.“ Es ist die Frage, ob er das vor seinem konservativ-strukturierten Heimat-Kreisverband der CDU genauso sagt, sicher jedoch nicht dem gelben FDP-Koalitionspartner im Landtag. Für Solf gilt: „Heterogenität schafft Kreativität.“ Zweite-res wird er brauchen.

Im Verlauf der Diskussion auch mit dem Publikum stellte sich heraus, dass die jungen Zuhörer ahnten, wem Glauben zu schenken ist und wem nicht. Hermann wurde zunehmend mit Gelächter bedacht, wahrscheinlich nicht zuletzt wegen seiner eigenartigen Selbstinszenierung. Neben dem Wahrheitsanspruch der Religion und seiner Abgrenzung von der Sphäre des Politischen wurde die Integrationspolitik zum Schwerpunktthema, sicher auch aufgrund der Moderation von Prof. Dr. Helmut König. Azzaoui brachte seine Zuversicht zum Ausdruck, dass „die Scharia fortentwickelt und um die kritischen Passagen bereinigt werden“ könne sowie „der

Koran nicht immer wörtlich genommen“ werde.

Es bleibt die Frage der Authentizität: Wird Azzaoui mit derlei Aussagen Bestand vor dem Zentralrat der Muslime oder anderen Islamverbänden haben oder lebt er gefährdet? Erzählt Solf dasselbe seinen verängstigten Wählern oder den Landtagskollegen aus dem Ruhrgebiet? Glauben Hermann die eigenen Kinder noch, dass er für mehr eintritt als sich selbst? Wie ehrlich, echt, realitätsnahe und damit zukunftsrelevant waren die Beiträge? Hier wird das Publikum Maß angelegt haben und nicht wenige werden das für sich im stillen Kämmerlein tun.

Genau deshalb müssen sich Christen auch heute in Politik, Wissenschaft, Medien und Kultur einmischen. Den Rückzug in die kirchlichen Nischen gilt es aufzuhalten. Denn in geistig-geistlichen Dingen gilt auch an einer Technischen Hochschule offenbar das Wort, das der Geheimrat Goethe seinem Freund Eckermann sagte: „Und dann, man muss das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Enzyklopedien, auf Schulen und Universitäten ist der Irrtum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.“ □



*Links:
Michael Solf:
„Heterogenität schafft
Kreativität.“*

*Rechts:
Mounir Azzaoui: „Die
Scharia fortentwickeln,
den Koran nicht
wörtlich nehmen.“*

Der Christ im Widerstreit mit dem Antichristen

Osterakademie im norddeutschen Wallfahrtsort Kevelaer

„**Nec laudibus, nec timore – weder Lob noch Furcht**“. Der Grundsatz des seligen Münsteraner Bischofs Kardinal Graf Galen ist auch augenfälliges Programm des nach dem unerschrockenen Hirten benannten Initiativkreises der Diözese Münster. So packt der Kreis in seiner traditionellen Osterakademie im berühmten Wallfahrtsort Kevelaer alle Jahre jenseits menschlicher Furcht und frei von allzu menschlicher Lobhudelei heiße Eisen an, die nur durch ein klares Nein zur political correctness mit dem gebührenden Ernst behandelt werden können. In diesem Jahr stand die Frage nach dem Antichrist im Mittelpunkt der Akademie, und es wurde nicht nur auf die – oftmals nur (doch gerade deswegen so gefährlich) schleichen- den Bedrohungen der Kirche und Welt in unserer Zeit hingewiesen, sondern es wurden auch hilfreiche Lösungsansätze gebracht. Dazu konnte der Leiter der Akademie Reinhard Dörner wieder einmal mehr hochqualifizierte Referenten begrüßen, unter ihnen den Exegeten Professor Klaus Berger und den Dogmatiker aus Lugano, Professor Manfred Hauke.

Wege der Neuevangelisierung

In einem ersten Referat stellte der Arzt und Psychotherapeut Wolfgang Lindemann ein hoffnungsvolles Modell vor, wie Christen Grundbedingungen für ein Wachstum der kirchlichen Gemeinden schaffen können. Immer eingedenk der Tatsache, dass schlussendlich eine jede Bekehrung von Gott kommt, kann die Gemeinschaft der Gläubigen doch viel dazu beitragen, dass das Christentum für der Kirche fernstehende Menschen interessant wird. Grundlegend dafür ist zum einen ein echter Zusammenhalt unter den engagierten Christen, die dabei auch dazu bereit sein soll-

ten, sich der Delegation durch den Leiter der Gemeinde, also den Pfarrer, anzuvertrauen. Das allerdings schließt ein, dass die Laien einen Priester aussuchen sollten, zu dem sie Vertrauen haben. Dieses Ziehen an einem Strang unter einer bevollmächtigten Leitung korrespondiert dabei mit noch weiteren wichtigen Elementen: Lindemann empfiehlt, dass alle Mitarbeiter im Dienst der Neuevangelisation spezifisch nach ihren Gaben und Charismen eingesetzt werden. Klar ist auch, dass genau dann Gemeinden oder Gemeinschaften besonders attraktiv sind, wenn in ihnen eine leidenschaftliche Frömmigkeit sichtbar ist.

Wichtig ist es auch, mit neuen Gemeindemitgliedern in Kontakt zu kommen. Hierzu gehört etwa ein bedürfnisorientiertes Angebot der Gemeinde, konkret etwa Krankenbesuche, gemeinsamer Kaffee – also etwas anzubieten, was nicht direkt mit Religion zu tun hat, aber durchaus auf sie neugierig machen kann, weil ja die Glaubensgemeinschaft der Kirche dahinter steht.

Außerdem legte Lindemann die Gründung von Kleingruppen mit bis zu 15 Mitgliedern nahe, etwa Hauskreise, in denen gemeinsam gebetet und über den Glauben gesprochen wird. Unerlässlich ist schließlich der liebevolle Umgang in der Gemeinschaft und Gemeinde. Kirche muss gewinnend und einladend sind.

Unterscheidung der Geister

Neben diesem Vademecum der Neuevangelisation stellte Lindemann in einem zweiten Vortrag noch einen Test für Seelsorger vor, geeignet die Echtheit von Privatoffenbarungen zu überprüfen. Dabei ging es vor allem darum, psychische Krankheiten auszuschließen – dies freilich immer mit



Reinhard Dörner, Initiator und Leiter der Osterakademie von Kevelaer

einer ehrlichen Offenheit im Hinterkopf, dass Gott wirkliche Offenbarungen dem Menschen heute schenkt.

Um die Unterscheidung der Geister ging es auch im Vortrag von Prof. Peter Beyerhaus. Der evangelische Theologe, der unter anderem an der Universität Tübingen lehrte und jetzt neben anderen Lehraufträgen an der Gustav-Siewerth-Akademie in Bierbronn (Schwarzwald) doziert, befasste sich mit dem Wort Jesu aus dem Matthäusevangelium: „Weil die Gesetzlosigkeit überhandnimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten“ (Mt 24, 12). Beyerhaus stellte diesen Satz in den Kontext unserer Zeit, in der solches Anwachsen von Gesetzlosigkeit mehr und mehr spürbar wird genauso wie eine erkaltende Liebe. Konkret festzustellen sind beide Erfahrungen in der Bewegung des „New Age“, die etwa seit den ausgehenden 1960er Jahren mehr und mehr Fuß fasst. In dieser Zeit begann ein rationales Weltverständnis einem mehr spirituellen zu weichen. Die Sehnsucht nach Sinn nahm zu, doch führte dies nicht zum

Christentum und der unserer Religion eigenen persönlichen Begegnung mit Gottes menschengewordenem Sohn Jesus Christus, sondern vielmehr zu einem Einlassen auf ein Gemisch aller möglichen Religionen – einen Synkretismus. Man suchte die spirituelle Gipfelerfahrung und legte sich dabei seine eigene Religion zurecht: Ich suche mir das, was mir gefällt. Die neue Weltanschauung, „New Age“ genannt und bestimmend für das Zeitalter des Wassermanns (nach dem Christentum als Zeitalter der Fische), geht von einer apersonalen Einheit aller Dinge aus. Dem Menschen steht kein Gott gegenüber, der Person ist. Erlösung wird zur bloßen Bewusstseinsweiterung degradiert. Damit ist im New Age alles, was dieser Bewusstseinsweiterung dient, erlaubt. Die Grenze zwischen Gut und Böse wird damit zwangsläufig unscharf; das Sündenbewusstsein nimmt ab. So wird im Tantra die sexuelle Ekstase als letztes Ziel der Bewusstseinsweiterung angestrebt oder es kommt durch Yogaübungen zu okkulten Verstrickungen. Was die Endzeit im Denken des New Age angeht, so wird da zwar ein großer Meister erwartet, der aber keineswegs mit Jesus Christus identisch ist (obwohl immer wieder von einem „Christus“ die Rede ist). Jesus Christus aber gehört bloß in eine Reihe großer Lehrer, die in Krisenzeiten auftreten, und wird so mit anderen auf die gleiche Stufe gestellt. Der endzeitli-

che Christus des New Age fordert dabei einen totalen Synkretismus – und das heißt: null Toleranz gegenüber dem Christentum, das im Respekt vor dem menschengewordenen Sohn Gottes dessen Offenbarung als Wahrheit glaubt und verkündet. Bedenkt man nun, dass wesentliche Merkmale des Antichristen sind: ein grenzenloser Selbstverwirklichungsdrang, der die Existenz Gottes ablehnt; das Auftreten mit einem Herrschaftsanspruch, der unbedingte Gefolgschaft verlangt und ein Auftreten als Wohltäter, der aber alles andere als das wirklich Gute will, so scheint dieser Antichrist in unserer Zeit bedenklich nah zu sein – einer Zeit, in der eben die Gesetzlosigkeit überhandnimmt und die Liebe erkaltet. Man darf für diese Hilfe zur Unterscheidung der Geister durch Professor Beyerhaus sehr dankbar sein, zeigt sie doch, wie wichtig die Verkündigung des Glaubens an Jesus, den wahren und einzigen Christus und Offenbarer des Vaters ist.

Die Heilige Schrift und das Ende der Welt

Ein weiterer Höhepunkt der Akademie war der Vortrag des Exegeten Prof. Klaus Berger zu den Endzeitreden Jesu sowie der Johannesapokalypse. Berger, der nicht nur ein brillanter Bibelwissenschaftler ist, sondern in seinen Vorträgen auch deutlich macht,

welche Konsequenzen die Aussagen der Schrift für das christliche Leben haben, wies zunächst darauf hin, dass apokalyptische Aussagen des Neuen Testaments immer als Appell zum Leben im Hier und Jetzt zu verstehen sind. Anders gesagt: Der Gedanke an das Ende der Welt soll zu einem Leben nach dem Willen Gottes in dieser Welt ermahnen. In diesem Kontext sind auch die Plagen vor dem Weltende zu sehen, von denen häufig in apokalyptischen Texten die Rede ist. Sie haben ganz wesentlich einen pädagogischen Sinn, sollen dem hochmütigen Menschen, der sich selbst zu Gott gemacht hat, zeigen, dass der wahre Gott größer ist als er.

Für unsere Zeit konstatierte Berger eine bedenkliche, ja gefährliche Erosion des Glaubens. Die Gottessohnschaft Jesu würde vielfach – sogar von Theologen – geleugnet. Doch sei gerade sie der Grundzug des christlichen Glaubens schlechthin und nach biblischem Zeugnis heilsnotwendig. Genauso gefährlich ist falsche Toleranz auf Kosten der Wahrheit. Das Bekenntnis zu Christus ist, so Berger, Grundlage wirklicher Liebe. Dabei machte er deutlich, dass die Kirche der Maßstab der Orientierung ist.

Zur biblischen Fundierung des Begriffs „Antichrist“ und seiner Bedeutung in der frühen Christenheit sprach der Dogmatiker aus Lugano, Prof. Manfred Hauke. Er machte zunächst einmal deutlich, dass dieser Begriff in



Eucharistiefeier in der Wallfahrtskirche von Kevelaer mit den Teilnehmern der Osterakademie



Gnadenkapelle von Kevelaer

den theologischen Veröffentlichungen zumeist gemieden wird. Dabei kommt er mehrfach in der Bibel vor. Vorbereitet im alttestamentlichen Buch Daniel ist in den johanneischen Briefen, dem Brief des heiligen Paulus an die Thesalonicher und in der Johannesapokalypse von diesem Antichristen die Rede. Identifizierten die frühen Christen die Gestalt des Antichristen zunächst mit ihren Verfolgern wie etwa Kaiser Nero, so meint der Antichrist tatsächlich etwas viel Umfassenderes: Es geht der Bibel um den totalitären Anspruch des Staates. Wenn in diesem Sinne vom Antichrist im „Tempel“ die Rede ist, so meint „Tempel“ nichts anderes als alle Orte, in denen Gott zugegen ist. Der Antichrist selbst hat, so Hauke, persönliche Züge, ist zu charakterisieren als Mensch der Gesetzlosigkeit.

Ein weiterer Vortrag, den wieder Prof. Berger hielt, befasste sich sehr konkret mit einem Bild aus der Johannesapokalypse. Es ging um das „Lamm und seine Braut.“ Diese Beziehung meint nun nichts anderes als Christus und das Volk Gottes, das – bereits im Alten Bund beim Propheten Micha – mit einer Frau identifiziert wird, was im übrigen auch ein Grund für die Unmöglichkeit des Frauenpriestertums ist.

Wenn Christus nun als Bräutigam identifiziert ist, so ist das Ziel der Geschichte die Gemeinschaft mit ihm; es steht also nicht das Gericht im Vordergrund. Dennoch ist die Zugehörigkeit zum Himmel noch kein eitler Sonnenschein. Bereits im Michatext ist von den Wehen der Frau – also des Gottesvolkes – die Rede.

Doch weist die Johannesapokalypse darauf hin, dass das „Blut des Lammes“ die Braut gereinigt hat – eine Aussage, zu der es keine Parallele im Alten Bund gibt. Die Reinheit ist Voraussetzung für das Neue Jerusalem, die neue Welt, in der Braut und Bräutigam vereinigt sind. Hinter dieser Herrlichkeit stehen die apokalyptischen Schrecken zurück.

Eine entchristliche Welt und die Antwort des Christen

Als im Jahr 1917 in Fatima die Muttergottes erschien, hatte sie auch eine Botschaft für Europa. Vor allem ging es ihr um die Neubekehrung des Gottesvolkes. In einem weiteren Vortrag

der Akademie behandelte Prof. Michael Stickelbroeck aus St. Pölten diese Thematik. Er zeigte, dass sich in Russland zwar mit der Wende 1989 das politische Regime verändert hat, gleichwohl viele Probleme weiterhin bestehen. Die Schere zwischen arm und reich ist weiter geöffnet denn je. Auch das religionsfeindliche Denken hat kein Ende gefunden, ebenso wenig der Totalitarismus des Staates. Auf der anderen Seite macht sich auch im übrigen Europa, besonders im Westen, der Atheismus mehr und mehr breit. Man denke an den Europapolitiker Rocco Buttiglione, der ob seines christlichen Menschenbildes massiv angefeindet, ja ausgegrenzt wurde. In der Gesellschaft wird zwar die Freiheit der Religion durch die religiöse Menschenrechtskonvention geschützt, aber es gibt eben nur so viel religiöse Freiheit, wie die Konvention zulässt. Im Grunde haben wir es mit einer Diktatur des Relativismus zu tun, wie es Papst Benedikt XVI. schon als Präfekt der Glaubenskongregation immer ausdrückte.

Was ist zu tun? Stickelbroeck wies auf die Notwendigkeit starker Rechristianisierungsbewegungen hin. Wie eine solche Rechristianisierung konkret aussehen kann, zeigte Dr. Peter C. Düren, Theologischer Referent der Diözese Augsburg. Düren empfahl nachhaltig eine intensive Besinnung auf Gottesfurcht und bewusste Frömmigkeit sowie die Orientierung an der kirchlichen Lehre. Konkret sei es nötig, Gott den ersten Platz im Leben zu geben, den Himmel als wirkliche Heimat zu betrachten und Versuchungen zu widerstehen. Man müsse sich am Beispiel der Heiligen zu orientieren, zum Zeugnis bereit zu sein – notfalls bis zum Martyrium – Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, bereit zu sein, Anderen ein Wegbereiter für den Himmel zu werden und schließlich sich der Todesstunde bewusst zu sein. Voraussetzung für solche Haltungen sei die Gabe der Standhaftigkeit und Beharrlichkeit sowie die Bereitschaft, alles in die Hände Gottes zu legen.



Schwester Teresia Benedicta a Cruce (Edith Stein), Karmelitin, Philosophin, Märtyrin der Kirche

Neben der Vielzahl von Vorträgen stand auch eine Exkursion zum Karmel im niederländischen Echt auf dem Programm, wo die heilige Schwester Teresia Benedicta vom Kreuz (Edith Stein) ihre letzten Lebensjahre verbrachte, bevor sie als katholische Jüdin in einem gnadenlosen Rachefeldzug der Nazis – der die Reaktion auf einen antinationalsozialistischen Hirtenbrief der niederländischen katholischen Bischöfe war – nach Auschwitz abtransportiert und dort ermordet wurde. Der Besuch der Gedenkstätte war sehr eindrucksvoll, gab es doch vielfältige Zeitzeugnisse für das Leben der Heiligen an diesem Ort. So war es etwa möglich, den Chormantel der Ordensfrau zu besichtigen. Deutlich war auch: Schwester Teresia war eine Zeugin des Glaubens, wie sie auch heute nötig sind.

Einen wichtigen Platz neben vielen wertvollen persönlichen Begegnungen nahmen bei der Akademie auch die liturgischen Feiern ein, die heilige Messe und das kirchliche Stundengebet. Die Gemeinschaft mit Gott und dem gläubigen Gottesvolk sowie die vernunftmäßige Erhellung der Botschaft zur Unterscheidung der Geister – das sind die Grundlagen, um als pilgerndes Gottesvolk die Wirren der Zeit und die Angriffe des Antichristen gut zu überstehen. Die Osterakademie in Kevelaer bot dazu wichtige Voraussetzungen. □



Dem deutschen Volke ?

Nach der Abstimmung vom 10.04.2008 im Deutschen Bundestag über die Forschung mit embryonalen Stammzellen haben das „Forum Deutscher Katholiken“ und die „Aktionsgemeinschaft Katholischer Laien und Priester“ jenen katholischen Abgeordneten gedankt, die mit ihrem „Nein“ gegen eine weitere Aufweichung des Lebensschutzes gestimmt haben. Gleichzeitig haben wir gegenüber allen katholischen Abgeordneten, die bei der Abstimmung für die Verschiebung des Stichtages für den Import embryonaler Stammzellen mit „Ja“ gestimmt haben unsere Enttäuschung zum Ausdruck gebracht. Einige der angeschriebenen Bundestagsabgeordneten haben uns geantwortet. Wir geben aus diesen Schreiben aussagekräftige Passagen wieder. Die Antworten zeigen, dass bei vielen Abgeordneten nicht mehr klar ist, wann menschliches Leben beginnt und wann es zu schützen ist.

Konsequente und vorbildliche christliche Position mit Votum für ein generelles Verbot der embryonalen Stammzellforschung (Antrag Hüppe), danach stimmten mit „Nein“ für die Verschiebung des Stichtages.

Als meinem Gewissen verpflichteter, frei gewählter Abgeordneter und Katholik war mir eine eindeutige Positionierung in dieser schwierigen Frage sehr wichtig. Leider hat, wie Sie wissen, die Mehrheit der Abgeordneten im Deutschen Bundestag anders entschieden. Ich fürchte auch, dass mit der neuerlichen Fristenlösung für die embryonale Stammzellen-Forschung nur eine ethische Scheingrenze bis zur nächsten Debatte gezogen wurde.

Nur wenn wir immer neu demonstrieren, dass unser Staat

und unsere Gesellschaft auf einem christlichen Wertefundament gebaut sind, und wenn wir die Unentbehrlichkeit dieser Ethik auch den säkularen Zeitgenossen verdeutlichen, wird vielleicht umgedacht.

Alexander Dobrindt, MdB, CSU

Wie Sie wissen, habe ich mich persönlich dem Gruppenantrag „Keine Änderung des Stichtages im Stammzellgesetz – Adulte Stammzellforschung fördern“ (Bundestagsdrucksache 16/7985) vom 6. Februar 2008 angeschlossen. Ich konnte und kann nur diese Position vor meinem Gewissen verantworten. Daher kann ich nicht verhehlen, dass ich über den Ausgang der Abstimmung enttäuscht bin. *Hartmut Koschyk, MdB, CSU*

„Nein“ zur Veränderung der Stichtagsregelung

Als Abgeordneter fühle ich mich im Allgemeinen nicht sonderlich gut begleitet von meiner Kirche und Gruppen in der Kirche. Ihr Schreiben vom 15.04.2008 ist hier eine rühmliche Ausnahme. Deshalb bedanke ich mich ausdrücklich. Sie können sicher

Allein den Betern kann es noch gelingen,
Das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten
Und diese Welt den richtenden Gewalten
Durch ein geheiligt Leben abzuringen,
Denn Täter werden nie den Himmel zwingen:
Was sie vereinen, wird sich wieder spalten,
Was sie erneuern, über Nacht veralten,
Und was sie stiften, Not und Unheil bringen.
Jetzt ist die Zeit, da sich das Heil verbirgt,
Und Menschenhochmut auf dem Markte feiert,
Indem im Dom die Beter sich verhüllen,
Bis Gott aus unsern Opfern Segen wirkt,
Und in den Tiefen, die kein Aug entschleiert,
Die trocknen Brunnen sich mit Leben füllen.

Reinhold Schneider (* 13. Mai 1903; † 6. April 1958)

sein, dass ich solange ich das Mandat ausübe mich mit Mut und Entschlossenheit für den umfassenden Lebensschutz einsetze.

Willi Zylajew, MdB, CDU

Inkonsequente Haltung mit dem Versuch der Quadratur des Kreises: Embryonenschutz zugleich „Ja“ zum erweiterten Import der Stammzellen

Unser Embryonenschutzgesetz verbietet zu Recht eine Embryonen verbrauchende Forschung. Darüber hinaus hat der Deutsche Bundestag im Jahre 2002 mit breiter Mehrheit – auch mit meiner Stimme – ein Gesetz beschlossen, mit dem verhindert werden soll, dass von Deutschland ein Anreiz zur Tötung von Embryonen durch die Stammzellenentnahme ausgeht. Gleichzeitig sollte durch das Gesetz die Arbeit an ethisch hochwertigen Forschungsprojekten, insbesondere für die Entwicklung neuer Therapien, ermöglicht werden.

...Inzwischen hat sich jedoch die Zahl der vor dem 1. Januar 2002 hergestellten und für die Wissenschaft verfügbaren Zellen erheblich verringert, auch weil viele Stammzelllinien durch Verunreinigung unbrauchbar geworden sind. Folglich stehen der Wissenschaft immer weniger Zelllinien zur Forschung zur Verfügung.

...Ich bin schließlich zu der Überzeugung gelangt, dass die einmalige Verschiebung des Stichtages sowohl dem Embryonenschutz gerecht wird als auch die Notwendigkeit wissenschaftlicher Forschung und Weiterentwicklung berücksichtigt.

Ruprecht Polenz, MdB, CDU

...Für mich ist es eine sehr schwere Entscheidung, weil es sich bei einer Stammzelle um eine befruchtete Eizelle handelt, die unter bestimmten Voraussetzungen zu einem Menschen werden kann.

...Ende der Achtziger Jahre wurde die künstliche Befruchtung eingeführt. Dieses war ein Dammbbruch in der Entwicklung menschlichen Lebens.

Ich bin froh und glücklich darüber, dass es diesen Fortschritt gibt. Dieser Fortschritt ist die Voraussetzung dafür, dass Mütter Kinder bekommen können, die früher nicht in der Lage waren Kinder zu bekommen.

...Der Gesetzgeber hatte darüber zu entscheiden, wie er mit extrakorporalen Embryonen umgeht. Und hatte später dann zu entscheiden, wie er mit Stammzellen, die aus solchen Embryonen gewonnen werden können, umgeht.

...Ist es eigentlich ethisch verantwortbar, diese Embryonen (außerhalb des Mutterleibes) zu vernichten und wegzuerwerfen und also keine Stammzellen aus ihnen zu gewinnen? Oder ist es nicht vielmehr ethisch verantwortbar, diese Stammzellen oder Embryonen unter klar umrissenen gesetzlichen Vorgaben zur Forschung und zum Heilen von kranken Menschen zu nutzen?

...Ehe diese Zellen auf Dauer eingefroren bleiben oder getötet werden, halte ich es für ethisch verantwortbar, diese Zellen unter eng umschriebenen Voraussetzungen zu Forschungen für Heilmöglichkeiten zu verwenden.

Carl-Ludwig Thiele, MdB, FDP

„Von Deutschland darf kein Anreiz zur Tötung von Embryonen ausgehen“ – das war für mich seit dem Embryonenschutzgesetz Anfang der 90er Jahre das übergeordnete Kriterium in der Gesetzgebung.

Nur solche Stammzelllinien sind zugelassen, die es im Mai 2007 schon gab. Ein Anreiz zur Tötung von Embryonen kann daher von dem neuen Gesetz nicht ausgehen.

Ihr Rundschreiben habe ich zur Kenntnis genommen. Es steht mir nicht zu, die Klugheit Ihrer Aktion zu wägen. Bedauern würde ich jedoch, wenn die Verbundenheit katholischer Abgeordneter, die ihren Glauben praktizieren und nach ihrem Gewissen entschieden haben, mit den Organisationen katholischer Christen leiden würde.

*Prof. Dr. Heinz Riesenhuber
MdB, CDU*

„Ethik des Heilens“ als Entschuldigung für die Tötung menschlichen Lebens

...Meine Entscheidung habe ich nicht leichtfertig getroffen. Da mir aber die Ethik des Heilens sehr wichtig ist, habe ich sogar dem Antrag Flach/Hintze (Theologe) zugestimmt und erst, als dieser Antrag keine Mehrheit fand, dem Antrag mit der Verschiebung des Stichtages, damit dieser eine Mehrheit finden konnte.

Renate Blank, CDU

Gibt es Handlungen, die immer unerlaubt sind?

Es gibt Handlungen, die zu wählen wegen ihres Objektes (zum Beispiel Gotteslästerung, Mord, Ehebruch) immer unerlaubt sind. Ein solcher Entschluss bedingt schon eine Ungeordnetheit des Willens, das heißt etwas sittlich Schlechtes, das nicht mit dem Verweis auf Güter, die eventuell daraus entstehen könnten, gerechtfertigt werden kann.

KKK 369

Wie wird das Gewissen gebildet, damit es richtig und wahrhaftig ist?

Das richtige und wahrhaftige Gewissen wird durch die Erziehung und durch die Aneignung des Wortes Gottes und der Lehre der Kirche gebildet. Das Gewissen wird durch die Gaben des Heiligen Geistes unterstützt und durch die Ratschläge weiser Menschen orientiert. Darüber hinaus sind das Gebet und die Gewissenserforschung für die sittliche Bildung von großem Nutzen.

KKK 374

Katholische Abgeordnete der CDU/CSU die für den Antrag Hüppe gestimmt haben:

Dorothee Bär, Norbert Barthle, Wolf Bauer, Ernst-Reinhard Beck, Veronika Bellmann, Peter Bleser, Wolfgang Bosbach, Georg Brunhuber, Leo Dautzenberg, Hubert Deittert, Alexander Dobrindt, Thomas Dörflinger, Marie-Luise Dött, Maria Eichhorn, Stephan Eisel, Ingrid Marianne Fischbach, Klaus-Peter Flosbach, Erich G. Fritz, Norbert Geis, Josef Göppel, Peter Götz, Wolfgang Götzer, Ute Granold,

Reinhard Grindel, Markus Grübel, Manfred Grund, Karl-Theodor Frhr. v. Guttenberg, Jürgen Hermann, Ernst Hinsken, Klaus Hofbauer, Joachim Hörster, Hubert Hüppe, Bernhard Kaster, Julia Klöckner, Norbert Königshofen, Hartmut Koschyk, Hermann Kues, Karl Lamers, Paul Lehrieder, Michael Andreas Luther, Maria Ludwiga Michalk, Philipp Missfelder, Bernhard Müller, Michaela Noll, Eduard Oswald, Beatrix

Philipp, Peter Harald Rauen, Klaus Riegert, Franz Romer, Johannes Röring, Christian Ruck, Anita Schäfer, Hermann-Josef Scharf, Hartmut Schauerte, Karl Schiewerling, Andreas Schockenhoff, Bernhard Schulte-Drüggelte, Johannes Singhammer, Jens Spahn, Lena Strothmann, Antje Tillmann, Andrea Voßhoff, Gerald Weiss, Peter Weiss, Willy Wimmer, Elisabeth Winkelmeier-Becker.

Verhalten mit Konsequenzen

Vor einiger Zeit sah man in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (16.04.08, S. 3) das Bild eines bekannten Politikers. Er sah glücklich aus, während seine „Lebensgefährtin“ ihre Arme um ihn legte. Die Bildunterschrift lautete: „Ja, das muss Liebe sein“. Die Artikelüberschrift „Das späte Glück des ...“ und gefühlvolle Textstellen wie: „Sie ist eine kluge und charmante Frau“, die „aus der Einsamkeit (hilft), die über einen Menschen fällt, wenn er alleine in sein dunkles kaltes Heim kommt“. Er: „Ja, es stimmt ich habe eine neue Lebenspartnerin“. Im Artikel erfährt man nebenbei, dass das neue Glück seit dem gemeinsamen Weihnachtsurlaub 2004 datiert. So schafft und fördert man neue Lebensstile und macht sie sympathisch.

Was in diesem Artikel so emotional und ansprechend beschrieben wird, kennen wir aus Fernseh-Talkrunden, bei denen Sportler und Künstler mit ihren „Lebensgefährten“ ganz selbstverständlich vorgestellt werden. „Lebensgefährten“ haben Ehefrauen und Ehemänner ersetzt. Sie sind ihnen mindestens gleichgestellt. Was heute bis in den letzten Winkel praktiziert wird, das „Zusammenleben Unverheirateter“, hieß früher einmal „wilde Ehe“. Es ist so selbstverständlich geworden, dass kaum ein Pfarrer diesen Übelstand in der Predigt anzusprechen wagt. Selbst praktizierende Eltern tolerieren solche Verhältnisse unter ihrem Dach. Warum auch nicht? Der „persönliche“ Lebensstil sei die ureigene Sache, meinten Politiker, wenn sie früher deswegen einmal ins Gerede kamen. Heute gilt das fast allgemein. Ist es aber die „ureigene“ Sache der Betroffenen?

Auf dem Prüfstand

Diese „zusammenlebenden“ Leute hausen nicht auf einer Robinson-Insel, sondern in dieser Gesellschaft, wo das persönliche Verhalten soziale Konsequenzen hat. Das wusste man schon im antiken Griechenland, als Aristoteles den Menschen ein Zoon Politicon, d.h. ein Gemeinschaftswesen nannte. Unsere Zeit vergisst elementare Wahrheiten. Sie sind aber deswegen nicht weniger gültig, unabhängig von Zeit und Geographie.

Welche Konsequenzen dieses Verhaltens sind gemeint? Ich nenne zwei: Obwohl die Zahl der unehelichen Kinder in dieser Gesellschaft ansteigt, sind Kinder bei den meisten „Zusammenlebenden“ nicht erwünscht. Wenn beide arbeiten, passen Kinder nicht zu diesem Lebensstil. Das ist eine der Ursachen, warum wir zu wenig Kinder haben. Die sozialen Folgen dieses Verhaltens werden jetzt allgemein spürbar. Zum zweiten findet das Beispiel massenhaft Nachahmer, weil es bequem, schick und immer mehr „in“ ist.

Was ist zu tun? Die Menschen brauchen gute Vorbilder. Wie schafft man sie? Durch Vorbilder! Gerade auch heute. Es wurde oft herumgerätselt, warum so viele junge Menschen von Johannes Paul II. angezogen wurden, auch in seinen letzten Jahren, als

er krank und hilflos war und kaum mehr sprechen konnte. Die Antwort gaben die Jugendlichen: Weil er so authentisch war. Wort und Sein fielen bei ihm zusammen. Die Menschen sehnen sich auch deswegen nach Vorbildern, weil sie ihnen helfen, über sich hinauszuwachsen, das zu tun, was sie eigentlich in ihrem Innern möchten. *Hubert Gindert*

Erwartungshaltung statt Engagement für andere.

Der amerikanische Präsident John F. Kennedy hat zu seiner Zeit an die amerikanische Jugend appelliert und ihr zugerufen: „Fragt nicht, was die Gesellschaft für euch tun kann, fragt euch vielmehr, was ihr für sie tun könnt.“ Kennedy hat mit seinem Aufruf die Jugend erreicht. Tausende meldeten sich als Volunteers (Freiwillige) oder für Entwicklungsländer oder für andere Dienste an der Gemeinschaft. Und wie steht es bei uns? Ehrenamtliche Dienste, jedenfalls unbezahlte, stehen nicht so hoch im Kurs, wie manchmal von Politikern in Sonntagsreden behauptet wird. Vereine jammern seit Jahren, dass sie nicht genügend Leute finden, die sich für den Vorstand oder für andere Dienste zur Verfügung stellen. In der Kirche ist es nicht anders.

In der Pfarrgemeinde Y beschloss der katholische Frauenbund, sich aufzulösen. Der langjährige Vorstand stellte sich nicht mehr zur Verfügung. Das Durchschnittsalter der Mitglieder war hoch. Der rührige Pfarrer gab sich aber damit nicht zufrieden. Er initiierte einen Neuanfang mit einem Team, das etwa zur Hälfte aus jüngeren, zur anderen Hälfte aus älteren Frauen bestand, denn beide „Zielgruppen“ sollten mit dem An-

Kongress „Freude am Glauben“

Thema: **Mit der Kirche Zukunft gestalten**
Schirmherrin: Johanna Gräfin von Westphalen

12. - 14. September 2008



Forum Deutscher Katholiken



gebot, das eine Pfarrei leisten kann (Advents-, Faschingsfeiern, Kino-, Vortragsabende, Grillfest, Führungen, Besinnungstage, etc..) erreicht werden.

Nach einem Jahr zog die Sprecherin der jüngeren Frauen Bilanz. Sie stellte fest, dass die jüngeren Frauen mit den angebotenen Veranstaltungen nicht erreicht würden. Die „jüngeren und aktiven“ Frauen fühlten sich offensichtlich durch das Angebot nicht angesprochen. Von den fünf jüngeren Frauen des Führungsteams erklärten vier ihren Rücktritt, weil ihre Erwartungen nicht erfüllt wurden, weil sie sich neben Familie und Berufstätigkeit überfordert fühlten, weil sie nicht Kraft und Energie auftanken konnten, wie sie sich das erhofft hatten. Der Vorschlag, das Angebot noch stärker auf jüngere Frauen auszuweiten, führte zu keinem Gesinnungswandel. Angemerkt sei noch, dass die Hauptlast für das bisherige Programmangebot von den älteren Frauen geleistet wurde.

Es wäre ja denkbar gewesen, dass die jüngeren Frauen ein familienfreundliches Programm für ihre Altersgruppe erstellt und jüngere Frauen persönlich angesprochen, stärker selber mit Hand angelegt, kurz, statt auf Erwartung zu setzen, mehr eigenes Mittun praktiziert hätten. Aber das geschah nicht.

Dieser Fall steht sicher für viele andere. Er ist ein Spiegelbild für unsere Gesellschaft und zeigt, dass das Engagement für andere nachlässt.

Hubert Gindert

Endlich die Fragen stellen, auf die es ankommt.

Der frühere Justizminister von Niedersachsen und jetzige Leiter des kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen, Prof. Christian Pfeiffer (SPD), stellt angesichts der Tatsache, dass lt. bayerischer Kriminalstatistik fast die Hälfte aller gewalttätigen Menschen unter 21 Jahre alt und fast ausschließlich Männer waren, fest: Die jungen Männer haben eine Krise: Sie sind verunsichert, perspektivlos, frustriert und spielen zu viele gewaltverherrlichende Computerspiele. Sie seien die Verlierer des Bildungssystems, stellen 64% der Schulabbrecher und sind auf Haupt- und Sonderschulen überrepräsentiert (Augsburger

Allgemeine Zeitung, 27.2.2008, S. 5). Die Ursache sieht Pfeiffer vor allem in dem Übermaß an Computerspielen. Die Krise wird mit Alkohol zugeschüttet. Die verunsicherten Verlierer der Entwicklung schließen sich, nach Pfeiffer, zu Gruppen und Banden zusammen, weil sie sich dann mutiger und sicherer fühlen. Auf die Frage: „Was empfehlen Sie, um den jungen Männern zu helfen“ antwortete Pfeiffer: „Meine zentrale Forderung: Ganztagschulen. Dort können die Nachteile der sozial Schwächeren besser ausgeglichen werden. Man muss den Jungs Lust aufs Leben machen, mit Musik, Sport und dergleichen ihr Selbstvertrauen fördern“.

Prof. Pfeiffer hat für die Probleme der Jugend eine schnelle Antwort parat: „Ganztagschulen!“. Er hütet sich davor, die eigentlichen Fragen zu stellen, nämlich: Warum spielen diese männlichen Jugendlichen so exzessiv die Computerspiele, warum greifen sie zur Flasche, warum sind sie verunsichert, perspektivlos und frustriert? Natürlich sollen die gewalttätigen Jugendlichen nicht weggesperrt werden. Was sie brauchen, sind nicht Ganztagschulen, sondern Zuwendung, Liebe, die Vermittlung von Lebenssinn – und Vorbilder! Zu allererst brauchen sie die Zuwendung und Liebe ihrer Eltern, weil ihnen dies das Gefühl des Angenommenseins vermittelt. Das ist die Voraussetzung für Selbstsicherheit und ein Selbstwertgefühl. Diese geben die Kraft, Schwierigkeiten zu überwinden und Probleme durchzustehen. Das verlangt aber Zeit, in den ersten Jahren vor allem die Zeit der Mutter und das Vorbild des Vaters. Solche Anforderungen kollidieren aber mit dem politischen Ziel der flächendeckenden Einführung der Kitas und der Ganztagschulen. Deswegen werden solche Fragen von Prof. Pfeiffer ausgespart. Schließlich wissen diese Jugendlichen heute nicht mehr, warum sie sich in der Schule oder im Beruf anstrengen sollen. Was sie also vermissen, ist der Lebenssinn. Das ist mehr als „Lust“ aufs Leben mit etwas Musik und Sport. Der Sinn eines Lebens besteht nicht nur in Erfolg und Spaß, zum Leben gehören auch Leid, Krankheit und Probleme. Eine Gesellschaft, in der Gott tabu ist, tut sich offensichtlich schwer, tiefergehende Fragen zu stellen und wirkliche Lösungen anzubieten.

Hubert Gindert

Dr. Eduard Kamenicky †

Dr. Eduard Kamenicky, den älteren Lesern von der Zeitschrift „Entscheidung“ und seiner Mitarbeit in der Redaktion des „Fels“ her bekannt, ist am 28. April 2008 in Siegmundshergberg (Österreich) aus diesem Leben abgerufen worden. 1925 in Mödling geboren und 1956 zum Priester geweiht, wurde er nach kurzer Kaplanszeit Dozent am Priesterseminar und an der Universität in Wien, dann Studienpräfekt am Seminar, Rektor am Institut für Christliche Philosophie an der Wiener Universität, Spiritual bei einem Schwesternkonvent. Wegen seiner Anhänglichkeit an die überlieferte Form der Liturgie – heute „außerordentliche Form des römischen Ritus“ genannt – musste er 1971 auf diese Tätigkeiten verzichten.

Nach dem Konzilsruf zur Erneuerung der Kirche sah er viele „Pseudo-Christen“ ans Werk gehen, die, anstatt „sich selbst aus Christus und seiner Wahrheit“ zu verstehen, Christus „nach dem Modell ihrer selbst, ihren irdischen Wünschen und Schwächen deuten“, was – wie er klar erkannte und sagte – nicht zur Erneuerung führe, sondern zur Zerstörung der Kirche, zu Auflösung und Untergang (vgl. Geleitwort zu Nr. 1 der „Entscheidung“ April 1969). Dem stellte er das entschiedene, gläubige Ja zu Gott, zu Christus und seiner Kirche gegenüber. Er hielt dafür, dass gerade in einer Zeit so vieler Änderungen und so vieler Irrlichter die Überlieferung geachtet und bewahrt werden müsse und auch die überlieferte Form der Liturgie nicht abgeschafft werden dürfe und verboten sein könne.

Von 1978-1986 nahm er einen Lehrauftrag für Dogmatik am Seminar der Priesterbruderschaft St. Pius X. in Zaitzkofen wahr. Der Trennung vom Stuhl Petri durch Bischofsweihen ohne päpstlichen Auftrag konnte er nicht zustimmen. Viele seiner Schüler folgten darin seinem Rat und gingen ihren weiteren Weg in der Priesterbruderschaft St. Petrus. Dr. Kamenicky lebte dann zurückgezogen und widmete sich wissenschaftlichen Studien, in den letzten Jahren war er auf fremde Hilfe angewiesen. Seine dankbaren Schüler und geistlichen Söhne haben ihm am 8. Mai auf dem Friedhof von Maigen das Begräbnis gehalten. R.I.P. *H.Fr.*

Ein Vorspiel für mehr?

Das Staatsorchester der Volksrepublik China hat am 7. Mai in der Audienzhalle des Vatikan vor dem Mozart-Liebhaber Papst Benedikt XVI. das Requiem des großen Komponisten gespielt. Nur eine Public-Relations-Maßnahme vor der Olympiade oder mehr? Guido Horst, der Rom-Korrespondent der „Tagespost“, deutete das Ereignis vor dem Gebetstag für China (24. Mai) in einer Glosse seiner Zeitung am 8. Mai so:

(...) So kündigen sich bahnbrechende Entwicklungen an – besonders, wenn sie ein musikalisches Vorspiel haben. Lange Zeit hatte man im Vatikan geklagt, Peking erkenne die katholische Kirche nicht als weltumfassende Wirklichkeit an. Und jetzt das genaue Gegenteil. Eine Geste der Versöhnung im Geiste kirchlich-christlicher Kultmusik. Das Reich der Mitte im Olympia-Rausch trägt Chinesentum in die Welt hinaus. Aber die Welt hat auch etwas nach China zu bringen, was dort bisher nicht sonderlich in Gnaden stand: das Christentum, das auf europäischem Boden in teilweise recht alten Schläuchen ruht, in China aber neue Schläuche fände: das Riesenreich ist ein vorchristliches Land. Und wer dem Papst einmal Mozart vorgespielt hat, hat eigentlich ein offenes Herz, wenn die ganze Kirche am kommenden 24. Mai für China betet.

„Wie macht ihr das mit den Berufungen?“

Das PUR-Magazin brachte einen Vortrag, den P. Karl Wallner OCist, Rektor der Päpstlichen Hochschule in Heiligenkreuz bei Wien, beim „Treffpunkt Weltkirche“ am 12. April 2008 in Augsburg gehalten hat unter dem Titel „Geht, macht euch auf den Weg!“ (Nr. 5/2008; Hauptstr.22, D-88353 Kißlegg). Hier ein Auszug daraus:

Ich stehe hier, wie Sie sehen, in einem schwarz-weißen Ordensgewand (Das ist äußerst attraktiv, weil es schlank macht). Ich bin Zisterzienser. Ich komme aus dem Stift Heiligenkreuz im Wienerwald, und unser Kloster ist wirklich voll. (...) Heiligenkreuz und unsere Hochschule sind voll mit Berufungen. (...) Die Touristen fragen oft: „Ja sagen sie mal, wie viele Mönche sind denn hier noch?“ Dieses „noch“ ist eine Unterstellung! Es unterstellt, dass wir Dinosaurier wären: „Ja wie viele zufällig noch nicht ausgestorbene Dinosaurier gibt es denn hier noch.“ Aber das Gegenteil ist der Fall: Wir sterben nicht aus. Wir haben keine Zimmer mehr frei in unserem Kloster. Wir sind voll. (...)

Zeit im Spektrum

Mein Herr Abt wurde im Vorfeld des Papstbesuches im Vorjahr gefragt: „Wie macht ihr in Heiligenkreuz das, dass ihr so viele Berufungen habt?“ Der Herr Abt hat selber erzählt, dass er dann ohne viel Überlegen ganz spontan geantwortet hat: „Weil wir den Rosenkranz beten, das Ordensgewand tragen und den Papst verteidigen.“ Wie recht er hat! Denn diese drei Punkte stehen ja symbolisch für wichtige Haltungen. Ich möchte das ein bißchen theologisch entfalten:

Mein Lieblingsheiliger ist der heilige Don Bosco. Am 31. Jänner [Sterbe- und Gedenktag des Heiligen] wurde ich auch eingekleidet. Und Don Bosco hatte eine Vision gehabt, in der drei weiße Gestalten vorkamen, die für die Rettung des Glaubens entscheidend waren. Darum sage ich dir: Wenn du ein guter Apostel werden willst, wenn du wirklich eben jetzt einer sein willst, der vom Schlafe aufsteht, dann halte dich an diese drei weißen Gestalten. Es sind dies die weiße Hostie der Eucharistie, die unbefleckte Gottesmutter und die weiß gekleidete Gestalt des Papstes, der halt leider fünf Kilometer neben dem Inn geboren ist, leider auf der falschen Seite, sonst wäre er ja ein Österreicher. Aber macht nichts, Papst ist Papst.

Pilger, was suchst Du? (I)

Thomas Maria Rimmel, Direktor der Gebetsstätte Marienfried, fragt angesichts der vielen jüngeren und älteren, mehr oder weniger gläubigen Menschen, die sich heute auf den „Jakobsweg“ begeben: „Pilger, was suchst Du?“ (in „Kirche heute“ (Nr.5/2008, S. 11; Postfach 1409, D-84498 Altötting). Nach einer Erinnerung an die Motive zu mittelalterlichen Jakobs-Wallfahrten schreibt er zum derzeitigen Pilgerstrom:

(...) Was sucht der Pilger heute? Was treibt heute so viele auf diesen Weg? „Ist es die sportliche Herausforderung, ist es die Mode, ist es eine Bußübung, ist es die Sehnsucht nach einem einfachen Leben,

ist es religiöse Sehnsucht, ist es das Grab eines Heiligen, ist es die Begegnung mit dem eigenen Ich, ist es die Begegnung mit Menschen aus allen Himmelsrichtungen, ist es die Begegnung mit Kunst und Geschichte, ist es die Flucht vor dem langweiligen Alltag und dem eigenen Ich?“ (Wilhelm Zentgraf, Auf dem Jakobusweg, Vorwort).

Don José Maria, der alte Pfarrer von San Juan de Ortega, war nicht nur bekannt für seine Gastfreundschaft und seine famose Knoblauchsuppe, sondern auch aufgrund seiner tief sinnigen Worte, die er an die Pilger richtete. „Wenn ihr morgen sterben müsstet auf diesem Weg, dann sagt euch, dass euer Leben erfüllt ist, denn ihr wäret gestorben auf der Suche nach dem Absoluten. Und wenn ihr nach Hause kommt, sagt, dass ihr immer noch auf dem Weg seid, und dass ihr von jetzt an immer dort seid; denn das ist ein Weg, der kein Ende kennt. Wisst es und vergesst es nie“ (Zentgraf, a.a.O. S.28). Der inzwischen verstorbene Pfarrer hatte erkannt, dass sich heutzutage die meisten Pilger auf den Weg machen, weil sie spüren, dass ihnen in ihrem Leben das Entscheidende noch fehlt. Diese Suche griff er positiv auf, und er konnte vielen den Impuls mitgeben, dass unsere christliche Berufung in der wunderschönen Erfahrung besteht, sich schon in dieser Welt mit dem Absoluten, mit Gott zu vereinigen.

Pilger, was suchst Du? (II)

Direktor Thomas Maria Rimmel hat sich auch selbst auf den Weg nach Santiago de Compostela begeben. In dem o.a. Beitrag für „Kirche heute“ berichtet er auch über seine eigenen Begegnungen mit Pilgern:

(...) Im Jubeljahr 2000 hat der Papst die Frage an die Jugend der Welt geändert. Er meinte, statt zu fragen: „Was suchst Du?“ müsste die Frage besser lauten: „Pilger, wen suchst Du?“ Wahrscheinlich würden viele antworten: „Ich bin auf der Suche nach mir selber!“ Und das stimmt sicherlich. Aber: Ob sie es wissen oder nicht, die Pilger suchen Jesus. (...)

Auf dem Weg bin ich gerade am Anfang zahlreichen Menschen begegnet, in denen es gärt. Dies hat oft seine Ursache darin, dass sie unversöhnt leben.

Beeindruckend war die Begegnung mit einem jungen Franzosen, der Anfang Mai aus der Mitte Frankreichs aufgebrochen war. Er erzählte von seinem Vater, der Polizist war und mit 54 Jahren an übermäßigem Genuss von Alkohol und Nikotin starb. (...) Er habe überhaupt keinen Frieden im Herzen. Sein Vater sei der Mutter gegenüber immer wieder

gewalttätig geworden, und er selbst habe seinen Vater einmal richtig geschlagen: „Das tut mir so leid. Ich habe ihn bei mir und trage ihn nun nach Santiago de Compostela.“ Dabei deutete er auf seinen Rucksack. Sein Vater wurde feuerbestattet, und nun trug er seine Asche mit sich. Unter Tränen wiederholte er unentwegt: „Ich habe meinen Vater geschlagen, das tut mir so leid!“ Was suchte dieser junge Franzose? Vergebung über den Tod hinaus. Er wusste nicht mehr, wohin mit seinem Schmerz und mit seiner Schuld. Und viele Pilger, ob sie es zugeben oder nicht, sind auf dem Weg, um Vergebung zu erlangen, oder auch, um die Kraft zur Vergebung zu bekommen, Beleidigungen zu verzeihen. (...).

Wie vielen Menschen auf dem Weg durfte ich die priesterliche Lossprechung erteilen? Pilger sind mir um den Hals gefallen, als ich ihnen sagen konnte. „Ich spreche Dich los von Deinen Sünden!“ – „Gott hat Dir Deine Sünden vergeben. Geh' in Frieden!“ Und sie sind den Camino voller Friede und Freude weitergegangen. Was sie gesucht hatten, war Jesus Christus.

Solidarität mit Christen in der Türkei – Hinweise zur Praxis

Eine Sonderbeilage „Forum“ der katholischen Zeitung „Die Tagespost“ ist dem Paulus-Jahr 2008/2009 gewidmet (Nr. 57, vom 10.5.08; Dominikanerplatz 8, D-97070 Würzburg). In einem ihrer Beiträge stellt Dr. Rudolf Grulich, Professor für Mittlere und Neue Kirchengeschichte an der Uni Gießen, eine der besonderen Wirkungsstätten des Völkerapostels, nämlich Kleinasien, die heutige Türkei, als „Land der Bibel und Land der Kirche“ vor. Die Christen sind dort heute in einer schwierigen Situation – Prof. Grulich gibt Ratschläge zu praktischer Solidarität mit ihnen:

Für das Paulus-Jahr hat Kardinal Joachim Meisner den Bau einer Kirche und eines ökumenischen Tagungshauses in Tarsus vorgeschlagen. Solche christlichen Herbergen gibt es bereits in Ephesus und in Antiochien, dem heutigen Antakya, sowie in Iskenderum, wohin der Sitz des Apostolischen Vikariates Anatolien von Mersin verlegt wurde. Im alten Antiochien betreut Pater Domenico die kleine katholische Gemeinde. Er ist Kapuziner wie auch der Bischof in Iskenderum. Italienische Schwestern unterstützen ihn in seiner Arbeit. (...)

Das Kapuzinerkloster in Antakya hat auch Gästezimmer. Kleinen Gruppen, Familien oder Einzelpersonen kann man die Räume in Antakya nur empfehlen, da sie direkt in der Altstadt liegen. Die kleine renovierte Kirche lädt ebenso wie die

orthodoxe Kathedrale dazu ein, sich in dieser Urgemeinde intensiv mit der Geschichte der Kirche zu beschäftigen.

Im nahen Iskenderum, dem Sitz des Bischofs, lädt das Haus des Biblisch-Patristischen Zentrums „Don Andrea Sartoro“ zu Tagungen, Konferenzen, Einkehrtagen und auch zum Erholen ein. Es ist nach dem im Februar 2006 in Trabzon ermordeten Priester benannt. (...) Von Iskenderum aus sind Exkursionen und Ausflüge nach Antiochien oder zu historischen Stätten wie Issos, Misis (das alte Mopsuestia), zu Kreuzfahrerburgen oder osmanischen Bauwerken möglich. Ein zweites Tagungshaus des Vikariates ist das Exerzitien- und Jugendhaus „Aufnahme Mariens“. Es liegt im Gebirge oberhalb von Iskenderum und kann ebenfalls 40 Personen aufnehmen.

Diese christlichen Herbergen werden bis heute meist von italienischen Gruppen besucht. Es bleibt zu hoffen, dass sie im Paulus-Jahr öfter auch von deutschsprachigen Gruppen aufgesucht werden. Die Christen in der Türkei brauchen unsere Solidarität und das Bewusstsein, von Europa nicht vergessen zu sein.

Der Prüfstein: Religionsfreiheit

Magdi Allam, seiner Herkunft nach ägyptischer Moslem, aber seit 35 Jahren in Italien lebend, steht seit fünf Jahren unter polizeilichem Personenschutz. Warum? Als stellvertretender Chefredakteur der Zeitung „Corriere della Sera“ hatte er im September 2003 aufgrund von Umfragen über die „neuen Katakombenchristen“ berichtet, d.h. über Konvertiten vom Islam zum Christentum, die ihren christlichen Glauben aber verheimlichen, weil sie von ehemaligen moslemischen Glaubensbrüdern wegen „Abfall vom Glauben“ mit dem Tode bedroht würden, der Staat ihnen keine Sicherheit biete und die Kirche dazu schweige. In anderen Artikeln hatte er Übersetzungen von Ansprachen des Mullahs der großen Moschee von Rom und anderer Imame gebracht, in denen die islamischen Selbstmordattentäter verherrlicht wurden und zum Hass gegen Israel und den Westen aufgerufen wurde. Im Gegensatz dazu trat Magdi Allam nachdrücklich für einen „moderaten Islam“ ein. Dafür wurde er in Fatwahs (Urteilen islamischer Religionsführer) als „Feind des Islam“ (d.h. für vogelfrei) erklärt und vom Islamisten zum Tode verurteilt.

Magdi Allam ist nun selber zum katholischen Glauben gekommen; in der Osternacht 2008 hat er mit einigen anderen Konvertiten von Papst Benedikt XVI. die Taufe empfangen. In einem Schreiben an seinen Chefredakteur, datiert vom 23. März 2008, legte er die Gründe für sei-

ne Konversion dar und die vermutlichen Folgen für sich selber. „Komma“ brachte den Brief in deutscher Sprache („Ich weiß, wogegen ich anrete“; Nr.48/2008, S.22f; MM-Verlag, Goethestr.5, D-52064 Aachen). Hier ein Auszug daraus.

(...) Ich habe mich gefragt, wie es möglich sein kann, dass jemand, der sich wie ich überzeugt und unermüdet für einen „moderaten Islam“ eingesetzt hat ... dafür zum Tode verurteilt werden kann im Namen des Islam und auf der Basis einer Legitimation durch den Koran. Ich musste zur Kenntnis nehmen, dass, jenseits des Umstandes, dass weltweit Extremisten und islamische Terroristen Oberhand gewinnen, die Wurzel des Übels in einem Islam steckt, der physisch zerstörerisch und historisch konfliktbeladen ist.

Gleichzeitig hat mich das Schicksal auf Menschen treffen lassen, praktizierende Katholiken, die, mit der Kraft ihres Bekenntnisses und mit ihrer Freundschaft, mir mehr und mehr Bezugspunkt einer sicheren Wahrheit und zuverlässiger Werte wurden. (...)

Sehr geehrter Herr Chefredakteur, Sie haben mich gefragt, ob ich nicht um mein Leben fürchte in dem Bewusstsein, dass der Übertritt zum christlichen Glauben mir mit Sicherheit eine erneuerte, wahrscheinlich noch heftigere Todesdrohung wegen des Abfalls vom Glauben einbringen wird. Sie haben absolut recht. Ich weiß, gegen was ich anrete, aber ich erwarte mein Schicksal erhobenen Hauptes, mit geradem Rücken und mit der inneren Zuversicht dessen, der die Sicherheit des eigenen Glaubens hat. Dessen bin ich mir einmal mehr sicher nach der historischen Geste des Papstes, der seit dem ersten Moment, als er von meinem Wunsch hörte, sofort einwilligte, mir persönlich die Sakramente zu spenden. Seine Heiligkeit hat einer Kirche ein explizites und revolutionäres Zeichen gesetzt, die dem Übertritt von Muslimen bisher noch zu zögerlich gegenübersteht, die sich der Missionierung in Ländern mit muslimischer Mehrheit enthält und über die Realität von Konvertiten in christlichen Ländern schweigt. Aus Angst. Aus Angst, die Konvertiten nicht schützen zu können vor den Todesurteilen und der Angst vor Repressionen gegenüber den christlichen Bewohnern muslimischer Länder. Und nun also die Aussage von Papst Benedikt XVI. heute, der sagt, wer die Angst besiegen wolle, dürfe nicht die geringste Furcht haben, die Wahrheit von Jesus Christus auch gegenüber Muslimen zu bekräftigen.

Wenn es nach mir geht, ist es Zeit, der Willkür und der Gewalt der Muslime ein Ende zu setzen, die die Freiheit des Glaubens nicht respektieren. (...)

Hermann Multhaupt: Elisabeth von Thüringen St. Bennoverlag, Leipzig, ISBN 978-3-7462-2159-5, S. 218, Preis: 9,90 Euro

Der biografische Roman schildert das Leben der heiligen Elisabeth. Als vierjähriges Mädchen kommt sie vom ungarischen Königshof von Pressburg nach Thüringen. Sie wächst am Hof auf und wird auf ihre spätere Stellung als Landgräfin vorbereitet. Mit ihrer konsequent religiösen Haltung, die sich bereits im kindlichen Alter zeigt, und mit ihren strengen Bußübungen, die sie sich selber auferlegt, besonders mit ihrer sozialen Einstellung gegenüber Armen und Kranken eckt sie am Hofe an. Der Konflikt treibt dem Höhepunkt zu, als sie nach dem Tod ihres Mannes, des Landgrafen Ludwig IV., der auf dem Kreuzzug an einer Seuche stirbt, ohne Schutz dasteht.

Der Verfasser schildert das Leben an den Fürstenhöfen im Hochmittelalter mit ihrer Heirats- und Machtpolitik, aber auch das der Armen, sozial Unbedeutenden und der Kranken in dieser Zeit. In das Bild wird auch die Politik zwischen Kaisern und Päpsten, welche in die Fürstenhöfe hineinspielt, beleuchtet.

Das Frömmigkeitsideal der heiligen Elisabeth orientiert sich an Franz von Assisi und an der franziskanischen Gegenbewegung zu Reichtum, Prunk und Machtpolitik dieser Zeit. So beispielhaft Elisabeths Liebe gegenüber den Armen, Kranken und Benachteiligten ist, so fragwürdig erscheinen aber die geschilderten Praktiken des von Elisabeth gewählten Seelenführers, Konrad von Marburg, ihr gegenüber.

Hubert Gindert



Stefan Rehder: „Gott spielen. Im Supermarkt der Gentechnik“, Pattloch Verlag, München 2007, 240 Seiten, ISBN 978-3-629-02176-2, Euro 17,50 (A) bzw. 16,95 (D).

Wenn die Forscher Gott spielen

Stefan Rehder ist davon überzeugt, dass alle bereits laufenden oder noch drohenden Versuche, Menschen im Labor nach unseren Wünschen zu entwerfen und herzustellen, eine Verleugnung der Menschenwürde und eine Degradierung des Menschen zum Objekt sind. Am deutlichsten wird dies bei den Bestrebungen der Keimbahn-Manipulation. Im „erfolgreichen“ Fall würden die Zellen aller Nachfahren die angestrebten Veränderungen aufweisen, weshalb die Keimbahnmanipulation „die folgenreichste aller Techniken“ ist.

Der Mensch selbst, so warnt der Autor, droht zum „Zielobjekt eines hemmungslosen Wettbewerbs“ zu werden. Das Wort „Wunschkind“ bekäme eine neue Bedeutung: „Eigenschafts-Designer großer Pharma-Konzerne und kleiner Gen-Schmieden“ würden ständig neue Trends und Moden ersinnen, stets bereit, Kinder nach dem Wunsch und momentanen Geschmack ihrer Eltern zu machen. Rehder ist überzeugt: „Unabhängig davon, ob man den Menschen als Geschöpf Gottes oder nur als Werk der

Evolution betrachtet – der vermeintliche Aufstieg des Menschen wäre tatsächlich ein Abstieg.“ Was für manche vielleicht nach „science fiction“ klingen mag, ist tatsächlich längst zu einem „big business“ geworden, einem großen Geschäft für patentbesitzende Forscher oder Konzerne.

Dieses faktenreiche Buch zerlegt und widerlegt die heuchlerische Argumentation einer „Ethik des Heilens“, die wirkliche Menschen einer utopischen Erwartung zum Opfer bringt; es erhebt Zusammenhänge und Hintergründe, aber es warnt eine fortschrittsversessene und utopischen Heilsversprechen lustvoll erliegende Gesellschaft auch davor, „unserer Zivilisation das Genick zu brechen“. Wer als Christ an der gesellschaftlichen Debatte um Stammzellforschung, Klonen oder Genmanipulation teilnehmen möchte, braucht dieses Buch. Seine Fakten und Argumente gelten nicht nur für jene, die den Menschen als ein mit Würde ausgestattetes Geschöpf Gottes sehen, sondern sollten alle überzeugen, denen die Menschlichkeit unserer Gesellschaft noch ein Anliegen ist.

Stephan Baier

Zur Wallfahrt nach Südpolen vom 15. bis 22. Juni 2008 laden das Forum Deutscher Katholiken, der Fels e.V. und die Aktionsgemeinschaft (IK) Augsburg ein. Ziel: **Krakau** (fünf Übernachtungen, Führung in Krakau, tägl. Fahrten zu den Wallfahrtsstätten): **Sr. Faustina** und ihre Botschaft von der göttlichen Barmherzigkeit (nahe bei Krakau), **Die Schwarze Madonna** (Tschenstochau), **Johannes Paul II.** (Wadowice, Kalvaria), **Auschwitz**, Ausflug nach **Zakopane** (Karpaten). Auf der Hinfahrt: Übernachtung in Maria Taferl; auf der Rückfahrt: **hl. Hedwig** (Trebmitz in der Nähe von Krakau), **Kloster Helfta** (Übernachtung im Raum Leipzig); täglich Feier der hl. Messe an den Wallfahrtsstätten; *Geistliche Leitung*: Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus; ortskundige Führung in Polen: Pater Thomas von der Ordensgemeinschaft der Marianer; *Organisation, Information und Anmeldung*: Fa Klaus-Busreisen, Biberkopfstraße 1, 87719 Mindelheim, Tel. 08261/1383

Messfeiern im alten Ritus

Messfeiern gemäß dem Motu Proprio/Summorum Pontificum siehe Heft 1/2008, S. 29

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 24.06.2008, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb.std. Euch.feier, Predigt, Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Klotten: 13.06.2008, St. Maximinus, Fatimabetsabend, Beginn 19.00 Uhr, mit Ro.kr. und Beichte, Lichterprozession, feierl. Hochamt; Hinweise: 02671-3391

Nächtliche Anbetung in Oberhaid:

14./15.06.2008 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Wietmarschen: 07.06.2008, Herz-Mariä-Sa. im St. Matthiasstift, hl. Messe in der Wallfahrtskirche; Hinweise: 05921-15291

Fatima-Weltapostolat U.L.F.:

7.6.2008, Tag für das Leben, Vorträge in der Rhabanus-Maurus-Kirche, Petersberg;

8.6.2008, Fest d. hl. Bonifatius am Domplatz Fulda m. Kardinal Meisner; Hinweise: 06648-914668

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Raymund Fobes
Zillenweg 8
85051 Ingolstadt
- Dr. Andreas Laska, Sankt Ulrich Verlag
Hafnerberg 2
86152 Augsburg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Nathanael Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Prof DDr. Anton Ziegenaus
Heidelbergerstr. 18
86399 Bobingen

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Aktionsgemeinschaft Limburg

14.06.2008, 16.15 Uhr, Bad Homburg, Gemeindehaus St. Marien, Thomas Schürer: Das Zweite Vatikanische Konzil – was es wollte – was daraus wurde; zuvor 15.30 Uhr, feierl. Vesper m. sakr. Seg. in St. Marien. Hinweise: 06172-72181

Aktionsgemeinschaft Essen

04.06.2008, Wallfahrt der Aktionsgemeinschaft Essen zur „Schmerzhaften Mutter von Stiepel“; Treffpunkt: 14.45 Uhr auf dem Parkplatz vor dem Kloster in Bochum-Stiepel. Benötigen Sie eine Mitfahrt im PKW, rufen Sie bitte Herrn Reuter unter der Tel.-Nr. 0201-538692 oder Herrn Heek unter der Nr. 0234-490731 an.

Aktionsgemeinschaft Speyer

15.06.2008, Iggelheim, Pfr. Winfried Abel: Älter werden mit Gottvertrauen; Hinweise: 06324-64274

Würzburg: Liborius Wagner-Kreis

15.06.2008, 16.00 Uhr, St. Burkardus-Haus, Pfr. Ulrich Engel: der Verlust des Mysteriums in der Liturgie; zuvor: 15.00 Uhr, Vesper i.d. Sepultur des Domes; Hinweise: 06022-20726

16. Theologische Sommerakademie

(früher Dießen) zum zweiten Mal in Augsburg vom 04. - 07. Juni 2008 im Haus St. Ulrich, Kappelberg 1, 86150 Augsburg

Thema: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?“ Lk 24,5 Die Gestalt Jesu Christi; Hinweise: 08191-22687

Gebetsmeinung des Hl. Vaters Juni 2008

1. dass jeder Christ eine tiefe und persönliche Freundschaft mit Christus pflegt, damit er die Kraft seiner Liebe an alle Menschen weitergeben kann, denen er begegnet.

2. dass der Eucharistische Weltkongress in Québec in Kanada dabei hilft, mehr und mehr zu verstehen, dass die Eucharistie das Herz der Kirche und die Quelle der Evangelisierung ist.



DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Dipl. Designerin Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Otto Schimek – „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst!“ 3 Mos. 19,18

Unter dem Druck von Diktaturen wachsen mehr Helden und Heilige, als allgemein bekannt ist, denn die Nachwelt erinnert sich mehr an Grausamkeiten als an Heldentaten von Einzelnen. Das sehen wir auch am Schicksal des in Deutschland weithin unbekannteren Soldaten Otto Schimek, der sich lieber erschießen ließ als selbst Unschuldige zu erschießen. Seine Rechtschaffenheit scheint ihm in die Wiege gelegt worden zu sein. Er wurde am 5. Mai 1925 in Wien als dreizehntes Kind der Eheleute Rudolf und Maria Schimek geboren. Die Familie lebte in sehr ärmlichen Verhältnissen. Als Otto sieben Jahre alt war, starb der Vater. Von der Mutter lernte er von Kindheit an eine tiefe Marienfrömmigkeit. Als der Siebzehnjährige im Kriegsjahr 1943 zum deutschen Militär eingezogen wurde, schrieb die Mutter an seine Vorgesetzten, sie möchten mit ihrem Sohn Nachsicht haben, weil er noch ein Kind sei. Im Herbst 1944 wurde die militärische Einheit von Otto Schimek von Kroatien nach Polen verlegt. Im Gebiet von Dembica operierten damals feindliche Partisanen, die den deutschen Soldaten durch Sabotage und Überfälle große Schwierigkeiten bereiteten. Um die Verpflegung und den Nachschub zu sichern, gingen die deutschen Truppen hart gegen die polnische Zivilbevölkerung vor, um sie von der Unterstützung der Partisanen abzuhalten. Trotz dieser feindseligen Haltung erwarb sich Otto durch freundliche Gesten Sympathien bei der polnischen Bevölkerung. Er hatte wiederholt Polen gegenüber deutschen Soldaten in Schutz genommen. Als



die Polen auch beobachteten, dass er regelmäßig an einer Marienstatue betete, wuchs ihr Vertrauen zu ihm. Dies erzählte er auf seinem einzigen Heimaturlaub seiner Mutter. Er sagte ihr auch, dass an seinen Händen kein Blut Unschuldiger klebt und dass er schon einmal bei einer Geislerschießung der Befehlsverweigerung angeklagt war. Das veranlasste die besorgte Mutter, noch mal einen Brief an die vorgesetzten Offiziere zu schreiben und um sie um Nachsicht mit ihrem Sohn zu bitten. Doch dieser Brief kam zu spät an. Einige Tage vorher sollten bei Dembica zur Abschreckung wieder polnische Zivilisten erschossen werden. Da weigerte sich Otto erneut, auf unschuldige Geiseln zu schießen. Er sagte „Ich bin Soldat, aber ich bin auch Christ. Ich habe ein Gewissen!“ Otto wusste genau, dass er dieses Mal bestraft und hingerichtet würde. Aber sein Gewis-

sen erlaubte ihm nicht, sein Leben durch das Töten Anderer zu retten. Wenige Stunden vor der Hinrichtung konnte er noch einen Abschiedsbrief an seine Mutter und Geschwister richten: „Ich danke Euch allen, was Ihr für mich getan habt. Besonders danke ich meiner lieben Mutter ... In wenigen Stunden gehe ich zu Gott im Himmel, wo Vater schon auf mich wartet. Bei der Auferstehung werden wir uns alle wiedersehen ... Ich weiß, dass ich auf jeden Fall in Gottes Hand bin. Ich bin freudig gehobenen Herzens. Was haben wir zu verlieren? Nichts als unser ärmliches Leben. Die Seele können sie doch nicht töten. Welch eine Hoffnung!“

Die Hinrichtung geschah am 14. November 1944 im Dorf Lipiny. Der Leichnam wurde in einer Munitionskiste auf dem nahen Dorffriedhof in Machowa begraben. Der polnische Dorfpfarrer erinnerte später an den jungen Helden. Er pflegte das Grab und die Erinnerung an den von den Polen hoch bewunderten Helden.

Warum hat Otto Schimek so gehandelt? Er kannte das Fünfte Gebot: „Du sollst nicht töten!“ Das nahm er so ernst, dass er lieber sterben wollte, als eine so gewaltige Sünde zu begehen. In der Ordnung Gottes kann man eben nur leben, wenn man bereit ist, notfalls auch mit dem Leben für sie einzustehen. Otto selbst schrieb in seinem Abschiedsbrief so tröstlich: „Die Seele können sie nicht töten. Welch eine Hoffnung!“ Wer diese Hoffnung hat, überwindet jede Angst und handelt so entschlossen wie viele andere Christen auch.

Eduard Werner